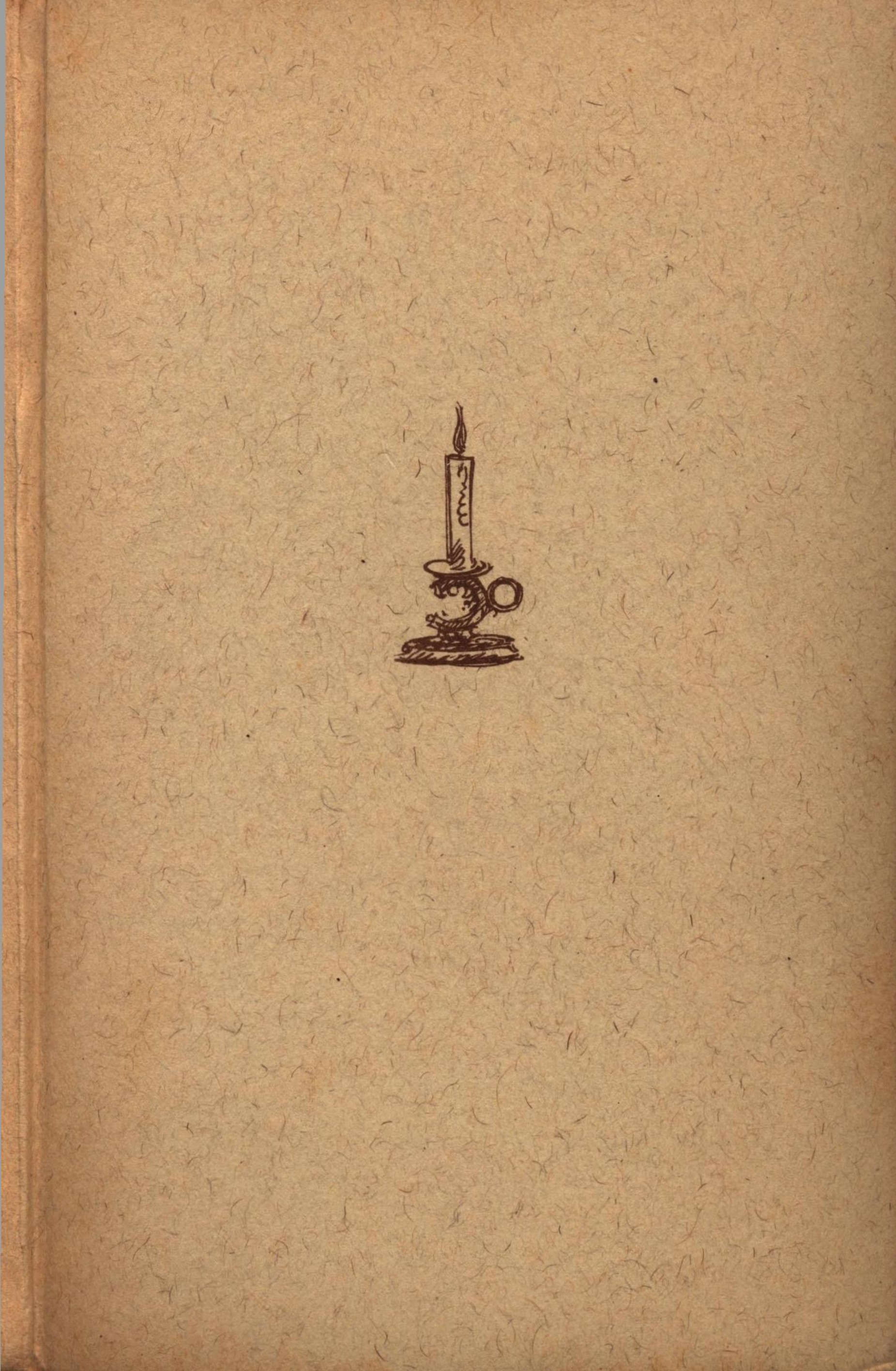
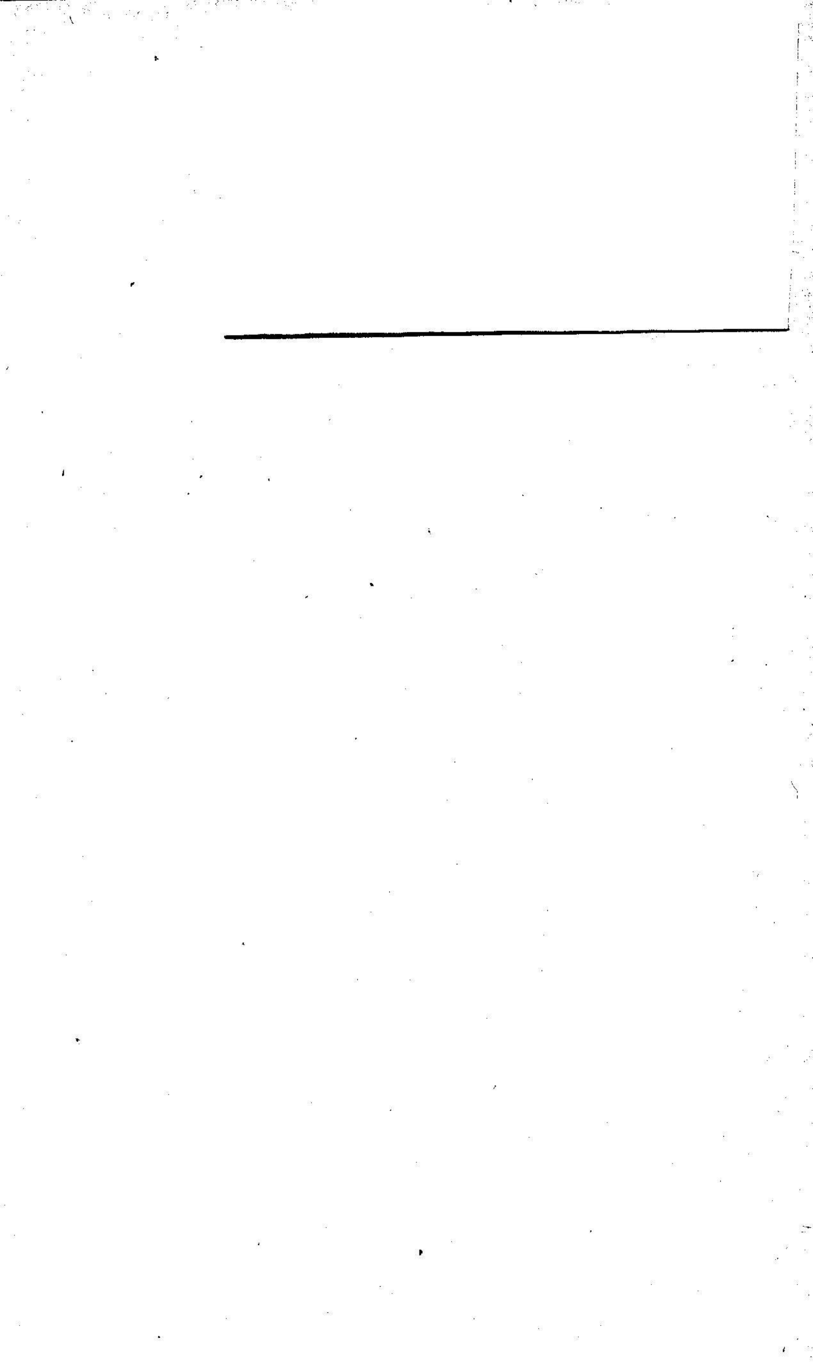






Unserem hochverehrten Chef
zum 60. Geburtstag

11. 8. 1942

Kurt Ziesel

Der Vergessene

Kurt Ziesel

Der Vergessene

Eine Erzählung
aus dem Jahre 1940

Wiener Verlagsgesellschaft

Geschrieben an der Jahreswende
1940/41

Buchausstattung von Emil Bröckl

Gedruckt bei der Wiener Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien 82

Verlagsnummer 385

Den Kameraden,
die davon wissen

„Wenn wir nur
auf dem Wege sind…“

Ihr, Kameraden in der Ferne, wißt, wie Seligkeit in unsere aufgerührten Herzen geflossen ist, wenn die Stunden der Heimkehr näher rückten. Wie die Zeit träge verrann! Aber der Tag kam doch, an dem wir voneinander Abschied nahmen. Und dann die Fahrt. Einmal war auch die Grenze da und der erste Bahnhof der Heimat. Großartig empfing uns der Rhein. Der Main mit seinen vom Rauhreif verzauberten Weinhängen glitt in einer silbernen Mondnacht vorüber. Die Türme Nürnbergs erstrahlten im ersten Sonnenlicht. Die Donau stieß im verdämmernden Abend in das Hochland der Voralpen, und im Morgengrauen hämmerte der Zug in die dampfende Frühe der geliebten

Stadt. Ist es euch noch bewußt, wie auf dem Grund unserer Herzen in solchen Tagen der Heimkehr vom Handwerk des Krieges in den Schoß der Heimat die Erschütterung schwang als etwas Bewegendes und Erregendes? Bald schien es wie Ungeduld, bald wie Erwartung. Keine Deutung ward uns. Nur das Gefühl hielt uns fest. In der innigsten Stunde mit deinem Weibe traf es dich, stürzte dich für Augenblicke in Fremdheit und Ferne. War es nicht fast, als forderte eine dunkle Gewalt den ewigen Ausgleich von dir. In solchen Stunden tauchst du vergeblich in die Tiefe von Kinderaugen hinab. Du bleibst allein. In jener Verzauberung mag dich manches entscheidender treffen als sonst. Wo dir das Schicksal begegnet, bist du berührt wie noch nie. Die verwandelnde Macht unserer Zeit bestürmt deine Seele. Du bist *so* bereit.

In einer guten Stunde saßen wir beisammen. Freunde aus der Schulzeit, aus Beruf und Neigung des Herzens. Es war der letzte Sonntag vor Weihnachten

des Jahres 1940. Der Adventskranz duftete süß von der Decke herab. Einer hatte von Polen erzählt und einer von Flandern, einer hatte die Wacht an der Grenze Spaniens gehalten und einen anderen erwarteten seine Kameraden in einem norwegischen Fjord.

Nun schwiegen wir.

Wir blickten einander an und aneinander vorbei. Im Schweigen wanderte das Ungesagte mächtig zwischen uns, und wir spürten seinen großen Sinn.

In die Stille hinein nannte einer den Namen Joachim G. Ob ich ihn noch kenne, fragte er.

Die Frage riß mich aus meinen Träumen. Gewiß, ich hatte vier Jahre lang mit ihm das Gymnasium in A. besucht, und plötzlich wurde ich im Gedanken an Joachim ganz wach, und von einer seltsamen Unruhe gepeinigt, fragte ich, was mit ihm geschehen sei. Er war mir seit Jahren nicht mehr begegnet, und wir hatten wohl auch beide eine solche Begegnung nie gesucht. Schon in der Schule war er scheu und verschlossen gewesen. Aller Gemeinsamkeit abhold, hatte er sich den Ruf eines Sonderlings erworben.

Ich wußte nur, daß er seit einigen Jahren Lehrer in einem Vorort Wiens war.

Mein Schulkamerad bestätigte meine Worte.

Ich weiß noch, sagte er, wie sehr wir uns wunderten, daß gerade er Lehrer werden wollte.

Er habe gestern gehört, berichtete er weiter, daß Joachim vor etlichen Tagen nach monatelangem Aufenthalt in einem Kriegslazarett nach Wien zurückgekehrt sei.

Ich lächelte unwillkürlich in dem Gedanken, Joachim als Soldat zu sehen. Es war immer etwas an ihm gewesen, das eine solche Vorstellung weitgehend ausschloß.

Mein Schulkamerad mochte mein Lächeln bemerkt und auch seinen Grund geahnt haben. Er hob die Hand, als geböte er meinen Gedanken Einhalt, und ich blickte ihn betroffen an.

Er hat einen Fuß verloren, sagte er leise.

Wir senkten die Augen. Ich spürte, daß es alle taten, obwohl ich selbst angestrengt auf meine Hände herabblickte. Sie lagen auf den Knien, locker und in ihrer

Breite die Schenkel umspannend. Ich hob ein wenig den Fuß und fühlte das Spiel der Muskeln unter meiner Hand.

Nach einer Weile richtete ich mich auf. Die andern sahen mich an, stumm und so, als erwarteten sie von mir ein Wort. Zuerst schoß mir die Frage durch den Kopf, warum ich in eine solche Beziehung zu Joachim gebracht würde, warum man gerade mir die Last eines ersten Wortes aufbürdete. Aber als habe dieser Gedanke den Zwang gelöst und ich mich durch ihn auch schon zu einer besonderen Aufgabe bekannt, sagte ich, meine Stimme mag dabei wohl ein wenig geschwankt haben, dies sei nun doch ein guter Grund, Vergangenes zu vergessen. Er sei einer der Unsrigen, und ich wolle mich noch morgen nach ihm umsehen.

So fuhr ich am nächsten Tag bei einbrechender Dunkelheit in den Vorort, wo ich seine Wohnung ermittelt hatte. In der Nacht war Schnee gefallen. Nicht viel, aber hier draußen war schon eine dünne Decke auf der Straße liegengeblieben und auf den Bäumen in den Gärten schwankten die Äste unter der ersten weißen

Last. Ein eisiger Wind pfiff mir entgegen. Ich stapfte schwer atmend dagegen an. Vor dem Haus blieb ich eine Weile stehen. Ich sammelte mich und ließ meinen Atem ruhiger werden. Einige Worte hatte ich mir schon zurechtgelegt. Aber es war nun doch schwer, an ihre Wirkung zu glauben. Man mußte dem Augenblick vertrauen. Wir waren ja beide Soldaten. Es würde sich schon ergeben. Plötzlich überfiel mich das Ungewöhnliche meines Vorhabens. Wir hatten uns seit bald zehn Jahren nicht gesehen. Wie würde er diesen Besuch aufnehmen? Unsicher tastete ich in der Dämmerung das Bild des kleinen Hauses ab mit den biegsamen Weiden hinter dem Zaun, der Silbertanne vor dem schmalbrüstigen Balkon, den armseligen, wie mir schien, über Gebühr hart beschnittenen Fliedersträuchern im Hintergrund des Gartens. Das Haus selbst war in bäuerlichem Stil erbaut, mit sehr zärtlichen Formen, einfach, und dabei eine innere Wärme und Geborgenheit ausstrahlend, die mich vertraut berührte. Über den Fenstern des Erdgeschosses war die weiße Mauer von dunklen Holzbalken abgelöst, die

bis unter das Dach geschichtet waren, das in sanfter Schräge in den Himmel stieß. Die Dämmerung und die niederschwebenden Schneeschleier hüllten das Ganze in jene Verzauberung ein, die uns im Anblick magisch beleuchteter Bühnenkulissen manchmal überfällt.

Indes ich so schaute, wurde ich mir kaum bewußt, daß ich auf die Klingel drückte. Eine Frau trat nun aus der Tür und schritt zögernd, nach dem späten Besucher ausschauend, zum Gartentor. Ich legte die Hand an die Mütze. Die Frau dankte für den Gruß und lächelte ein wenig.

Ach, Sie sind es, sagte sie und öffnete die Tür.

Ich war erstaunt und verwundert über diesen Empfang. Sie sind es. Die Sicherheit dieser Feststellung verwirrte mich. Wie konnte man hier von meinem Besuch etwas gewußt haben? Zwar klärten sich, als ich in dem kleinen Vorraum stand und die Frau mich fragend ansah, die seltsamen Worte auf. Sie hatte gedacht, es wäre ein Schutzmann, der sie wegen eines schlecht verdunkelten Fensters zur Rechenschaft ziehen wollte. Erst dann hatte sie meine feldgraue Uniform

erkannt, und so wäre der etwas unverständliche Ausruf entstanden. Aber trotz dieser Erklärung wurde ich schon durch den Empfang in eine Empfindung verstrickt, die mich über das Alltägliche hinaushob. Knabenträume von vorbestimmter Begegnung und Schicksalsfügung schwebten mir zu. In diesem schneeversunkenen Haus und vor den so bedeutungsvollen Worten der Frau fühlte ich mich bald in eine Gemeinschaft aufgenommen, die alles Fremde von mir fortnahm. An seiner Stelle umschloß mich eine Vertrautheit, in der mir alles, was am Abend in jenem Hause geschah, zwischen Traum und Bewußtsein begegnete, in der die Grenzen sich mir verwischten. So wurde ich vielleicht tiefer und bewegender in den Kreis eines Menschenschicksals eingelassen, das mir sonst streng verschlossen geblieben wäre.

Sie kommen gewiß meinen Mann besuchen, fragte die Frau.

Ich nickte, fand mich nun wieder und nannte meinen Namen.

Sie sind Hermann L., entfuhr es ihr schnell.

Sie forschte prüfend in meinem Gesicht.

Wir haben erst vor ein paar Tagen über Sie gesprochen, erklärte sie mit einem Lächeln.

Ich legte meinen Mantel ab. Bei einer Bewegung, mit der sie mir helfen wollte, sah ich, daß sie in der Hoffnung war. Die seltsame scheue Ergriffenheit überkam mich, die uns vor werdenden Müttern immer in Atem hält.

Das wundere mich doch sehr, sagte ich mühsam, nachdem wir uns so lange nicht mehr gesehen und nichts voneinander gehört hätten.

Nun, es sei zu Zeiten kaum etwas, über das man sich wundern dürfe, entgegnete sie.

Ihre Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken. Vielleicht ändert der Krieg manches, fügte sie schnell und mit einer Gebärde hinzu, die das Bedeutungsvolle und Schwere ihrer Worte verwischen sollte.

Sie senkte aber dabei den Kopf, und ich sah, wie ihr eine Welle von Blut in die Schläfen schoß, weil ihr die Absicht nicht gelungen war.

Ja, manches ändere er wohl, wiederholte sie, Ver-

gessenes werde lebendig und vieles komme zu seiner wahren Bedeutung. Sie spreche mit ihrem Mann, seit er hier sei — ich wisse doch, was ihm geschehen sei, fügte sie schnell aufblickend und den Kopf wieder neigend hinzu, und ich nickte —, ja, seit dieser Zeit spräche sie mancherlei Ungewohntes mit ihm, und ein Stück seines Lebens komme ihr in diesen Gesprächen entgegen, von dem sie früher kaum etwas gewußt habe. Sie legte die Hand wie schützend über den Leib. Es schien mir, als wollte sie noch etwas sagen. Aber sie schwieg.

So geht es ihm wieder besser, fragte ich stockend und nur mit Mühe die Mauer des Schweigens überwindend.

Ach ja, rief sie, und ich rede hier mit Ihnen. Kommen Sie nur weiter.

Ich trat in ein geräumiges Zimmer. Es war ein langgestreckter Raum, mit Büchern rings an den Wänden, einer Sitzecke mit einem niederen Tischchen und breiten Sesseln davor. Ein dunkelroter Teppich, an den Rändern ins Gelbe verblassend, zog beherrschend den Blick

auf sich. An der Fensterwand stand ein Schreibtisch. Neben der Tür strahlte Wärme aus einem vorgebauten Kamin. Ich nahm bewundernd die Harmonie des Raumes in mich auf. Bilder, da und dort Vasen und sonstiger Zierat, schmiedeeiserne Leuchter, ein Kissen, Plastiken aus Terrakott, ein in kräftigen Farben bemalter Lampenschirm —, dies alles fügte sich so wohnlich zusammen, daß ich meiner Bewunderung in einem überraschten Ausruf Ausdruck gab.

Sie schien es nicht zu hören.

Nehmen Sie Platz, sagte sie, ich will meinen Mann rufen.

Der Klang ihrer ruhigen Stimme schwebte noch eine Weile im Raum. Ich trat an die Bücher heran und strich über die goldbedruckten Rücken. Wie bewegte mich diese Stimme. Welche ausgeglichene Würde sprach aus ihr. Und man hätte doch auch erwarten können, daß diese Frau mit dem Kind unter dem Herzen betroffen, verängstigt, ja doch gewiß aus ihrem Gleichgewicht gebracht sei durch das Schicksal ihres Mannes. Es würde Verzicht auf vieles be-

deuten. Viel Geduld und dienstbereite Liebe würde es von ihr fordern. Es mochten stärkere Naturen vor solcher Aufgabe ihre Kraft verlieren.

Während ich noch solchen Gedanken nachhing, hörte ich Joachim über die Treppe herabkommen. Ta-tack, ging es, ta-tack. Der Takt des Schrittes lief mir eiskalt über den Rücken. Die Tür ging auf und Joachim stand dort, auf einen Stock gestützt, ein wenig atemlos und schwankend.

Mensch, Hermann, rief er, mich jeder Anrede und vom ersten Augenblick auch jedes Mitleids enthebend, daß du zu mir kommst!

Er humpelte näher, besah mich von links und rechts. Steht dir gut, die Uniform, sagte er, mir nun herzhaft die Hand schüttelnd. Aber du hattest immer schon so eine Uniformfigur, im Gegensatz zu mir.

Er lachte. Ich lauschte dem Lachen nach. Aber es war ganz echt. Ja, es war so jungenhaft frisch und lebendig, daß ich schon wieder — in diesem Haus schien es damit kein Ende zu nehmen — bestürzt war und selbst nicht wußte, was ich an ersten Worten auf die überrum-

pelnde Begrüßung hin sagte. Es dauerte eine Weile, ehe ich mich in die neue Lage finden konnte. Alles, was ich mir an Trost und guten Worten vorbereitet hatte, war vergessen.

Joachim wies stolz, und mit der Hand ausholend, auf das Zimmer.

Gefällt es dir, fragte er.

Er wartete aber meine Bestätigung nicht ab.

Das ist nun mein Reich, fuhr er fort. Für einen Lehrer in meinen Jahren ein wenig erstaunlich, nicht wahr, fügte er hinzu, meine Gedanken erratend. Meine Eltern sind vor drei Jahren gestorben, und was sie mir hinterlassen haben, steckt in dem Haus. Da leben wir nun und sie auch mit mir. Sie hatten viel Sinn für das Schöne und Bergende. Weißt du, daß ich unter die Schreibenden gegangen bin? fragte er unvermittelt.

Ich schüttelte erstaunt den Kopf.

Da sieht man wieder einmal die Rechtsanwälte, sagte er gut gelaunt. Er nahm ein Buch vom Schreibtisch. Hier, ein Roman, vor zwei Jahren geschrieben. Nun wird hoffentlich bald ein zweiter fertig werden.

Ich griff neugierig nach dem Buch. „Auf Wegen des Traumes“ las ich.

Du wirst den alten Joachim darin finden, sagte er spöttisch.

Wie nannten wir ihn doch? Den Sonderling!

Er nahm mir das Buch wieder weg, als ich darin zu blättern anfing. Ich hatte eben noch die Zeile erfaßt, die dem Roman als Motto voranstand:

Sei im Innersten du selbst
und du lebst erst ganz im andern.

Das sprang mich dunkel und verworren zuerst an. Kaum hörte ich, wie Joachim, ohne den Ton leiser Selbstironie verlassend, sagte, er sei nun eben in die stattliche Reihe der dichtenden Lehrer eingetreten, denen das Bilden der Herzen in der Schule nicht genüge.

Er lächelte nachsichtig über meinen zerstreuten Blick. Nun, wichtiger sei, daß ich mich vorerst einmal setze, sprach er weiter, daß ich etwas trinke und rauche und erzähle, wie es mir als Soldat ergangen sei.

Ich nickte und ließ mich neben ihm nieder. War es Verlegenheit oder Erstaunen, die mich so bannten?

Der vierkantige flache Tisch stand zwischen uns. Blaugemalte Kacheln bildeten die Platte, die von hellem Lärchenholz eingefaßt war. Ich trank einen Schluck Südwein und hielt das geschliffene Glas gegen das Licht. Sei im Innersten du selbst ... es ging mir nicht aus dem Sinn.

Joachim schob sein Holzbein am Tisch vorbei. Die Bewegung verursachte ein polterndes Geräusch.

Ich blickte ihn an, ein wenig erschrocken. Aber nein, hier war nichts mehr vom Knaben Joachim. Was mochte ihn so verändert haben? Er wich meinem Blick aus. Nicht scheu oder verlegen, sondern mit einer Bewußtheit, die jeder Prüfung entgehen wollte. Auch bei ihm fand ich diese Sicherheit, die mich schon bei seiner Frau überrascht hatte. Zögernd kamen wir ins Gespräch.

Nach dem Abendbrot brachte die Frau Joachims eine Flasche roten Tiroler Weins aus dem Keller. Ich hatte für den Abend noch einen Besuch vorgehabt. Aber es schien mir, auch ohne die Bitte Joachims zu bleiben,

unmöglich, schon aufzubrechen. Während seine Frau den Wein einschenkte, eine neue Schachtel Zigaretten auf den Tisch stellte und frische Kerzen in die Leuchter steckte, spürte ich eine erregende Erwartung in mir aufsteigen, so als triebe es mich unaufhaltsam in eine Stunde, an der ich teilhaben mußte.

Joachims Frau hatte nur zwei Gläser gefüllt. Auf meine Frage, ob sie nicht noch mit uns trinken wolle, verneinte sie und fügte offenherzig hinzu, der Abend gehöre nun wohl den Männern. Für Gespräche unter Soldaten habe eine Frau nicht immer das richtige Herz. Auch bedürfe sie des Schlafes mehr als sonst. Sie blickte dabei in schöner Freiheit auf ihren Leib nieder, trat dann an die Seite ihres Mannes, lehnte sich gegen seine Schulter, strich ihm über die Haare und legte ihre Hand an seine Wange.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, hob Joachim das Glas.

Auf das, was uns geschenkt ist, sagte er heiter und blickte mich warm an.

Ich gab ihm Bescheid. Der Wein floß feurig und ge-

schmeidig durch die Kehle. Die Reben mochten im Tal der Etsch gestanden sein.

Wir schwiegen.

Über mir hörte ich die leisen Schritte der Frau, die sich zur Ruhe begab. Im Kamin krachten die Holzscheite. Ein behaglicher Strom von Wärme strich mir um die Füße. Das Feuer formte sich zu seltsamen Figuren. Blendend schossen sie hoch und verschwanden wieder. Wie das Weltenspiel, murmelte Joachim, der ebenfalls in die Flammen starrte.

Ich gab keine Antwort. Hatte seine Stimme nicht in tiefer Erregung gezittert? Es war, als hätten die Flammen sein Wesen verwandelt.

Der Wachsgeruch der Kerzen wogte betäubend über mein Gesicht.

Sei im Innersten du selbst... Hatte ich es gedacht? Nein, Joachim hatte es vor sich hingeflüstert. Aber es war doch zu mir gesagt, denn er blickte mich nun an, mit halb geschlossenen Lidern im Sessel zurückgelehnt, als spräche er aus einer tiefen Versunkenheit und unter einem Zwang.

Hast du das Motto gelesen?

Ich nickte.

Siehst du, an der Verkennung solcher Wahrheit scheitert manches Dasein.

Ich begriff ihn nicht gleich.

Er beugte sich vor und sah mich mit beschwörender Heftigkeit an.

Kannst du dir denken, daß man sein Innerstes verkennt, und wenn man es weiß, stürzt der Himmel mit allen seinen Sternen ein. Aber es geschieht nichts. Es ist nur wie ein verflatternder Traum, und nun beginnst du zu ahnen, daß es Stückwerk und ohne wahre Wurzeln war. Denn alle Träume sind Sklaven des Ich.

Es geht etwas Seltsames von dir aus, Joachim, hörte ich mich sagen und begriff doch meine eigenen Worte kaum. Vielleicht mußt du sprechen, und du kannst es auch. Ich spüre, wie weit dein Herz ist, und ich bitte dir manchen argwöhnischen Gedanken aus der Jugend ab.

Er hob die Hand und hieß mich mit einem Lächeln schweigen.

Es war wohl so, wie ihr es saht, widersprach er. Vielleicht wußtet ihr nicht, wie sehr ich die Berge liebte, welche Scheu und Angst vor den Menschen mich zu ihnen trieb. Sie waren mir immer Gefährten. Keine toten Male der Götter, sondern etwas Lebendiges, Atmendes, Aussagendes, in dem mir manche Antwort ward. Auch wußtet ihr wohl nichts von der Musik und dem Zauber der Geige, meiner zweiten Gefährtin. Es mochten dies auch nicht die üblichen Freunde der Jugend sein, denn solange man jung ist, sucht man wohl noch alles im anderen Menschen, und so tatet ihr recht, mir zu zürnen.

Er hielt inne und blickte, scheinbar einem Gedanken nachhängend, an mir vorbei. Sein Gesicht war überflammt von der nahen Glut im Kamin. Sein Mund, nun in seiner Versunkenheit ein wenig vorgewölbt, schien mir wie der eines Knaben. Nur die tiefen Falten von der Nasenwurzel gegen die Stirn hinauf zeichneten das erlittene Antlitz des Mannes. Der rote Feuerschein unterstrich die nach innen gerichtete Wölbung der hohen Schläfen. Die weißen Haare an

ihrer Seite, ich gewahrte sie erst jetzt, schimmerten wie Silber.

Ich frage mich jetzt, unterbrach Joachim unvermittelt das Schweigen und richtete seine großen dunklen Augen auf mich, warum wir uns nicht früher begegnet sind. Ich habe keine Freunde.

Er stockte und schlang die Hände um sein gesundes Knie. Ich sah, wie sich die Sehnen spannten und die Adern sich unter der frauenhaft zarten Haut wölbten.

Vielleicht blickt mich nur meine Jugend in dir an, fuhr er fort, vor der ich stehe, als fordere sie Rechenschaft. Vielleicht muß man manchmal sagen, was man in sich längst weiß. Es bedarf solcher Bestätigung.

In einem aufwallenden Gefühl griff ich nach seiner Hand.

Er lächelte unmerklich.

Weißt du noch, sagte er mit leiser Heiterkeit, wie wir um Angela rauften?

Vor einer Weile hatte ich erst an sie denken müssen, wurde mir staunend bewußt. Im Augenblick, als seine Frau von uns Abschied nahm. Nun stand das hoch-

beinige und doch so zarte Mädchen wie ein Bild vor meinen Augen. Von ihrer Anmut bezaubert, waren wir wie die Bären hinter ihr her gewesen. Bis wir erkannten, daß sie einem anderen freundliche Augen machte.

Du ahnst wohl nicht, wie ich dich damals haßte, sagte Joachim und lehnte sich wieder zurück. Warum ich daran denke? Weil ich dadurch ganz und unaufhaltsam in mir versank und nur mehr in mir lebte. Ich wurde Lehrer, ja, weil es die Eltern wollten, und auf dem Wege dazu befiel es mich wie eine schleichende Lust, in solchem Herrschen über junge Herzen die eigene Macht bestätigt zu sehen.

Komm, trinken wir noch, unterbrach er sich mit Heftigkeit.

Er stürzte ein Glas hinunter, und als er es niederstellte, sah ich, wie seine Hand zitterte. Er richtete sich plötzlich auf und sank mit einem Schmerzenslaut wieder auf den Sessel nieder.

Ach, ich vergaß, sagte er verlegen über meinen erschrockenen Blick.

Und nach einer Pause: sieh, nun quäle ich mich, weil ich zu dir sprechen möchte und mich doch die alte Scheu zurückhält.

Er stützte die Ellbogen auf die Knie und legte das Kinn in die ausgebreiteten Handflächen.

Vielleicht ist es nur deine Uniform, die mich verlockt und über ihr dein doch noch immer vertrautes Gesicht. Alles Gegenwärtige und Vergangene blickt mich daraus an. Aber du sollst es hören. Nur muß ich nun sitzenbleiben und ich wandere gern auf und ab, wenn ich erzählen soll. Am Stuhl ist man wie verkettet an sein Dasein. Und wenn man sich von ihm erlösen will, auch nur im Wort, muß man ein wenig die Fesseln abstreifen können.

Weißt du, begann Joachim, daß eigentlich an allem die Berge die Schuld trugen, wenn man sie überhaupt mit kleinen Menschenschicksalen in Berührung bringen darf. Es war in den Augusttagen vor Ausbruch des Krieges gegen Polen. In unbeschreiblicher Klarheit



und Weite spannte sich der Himmel über mir. Fast vier Wochen lang zog ich vom Ötztal über Pässe, Gipfel und Hütten, durch das Stubaital und über den Brenner, quer durch die Zillertaler Alpen bis tief in die Dolomiten hinein. Seit Jahren hatte ich diese Wanderung geplant. Nun war ich ganz in ihre Erfüllung versunken, ohne Gedanken an die Welt, an die Bindung von Beruf und Ehe, von Pflicht und

Verantwortung. Manchmal wanderte ich, wie zu Zeiten der Jugend, die Nächte hindurch. Am Tage schlief ich irgendwo zwischen Almen, den Geruch der Alpenrosen neben mir, das Brausen eines nahen Gletscherbaches im Ohr. Gedanken und Bilder an künftiges Schaffen stiegen wie Märchenträume vom Sternenhimmel herab. Es war ein Wandern nach Gottes Herz, du kannst es glauben, auch wenn es der Anfang zu unseliger Verstrickung in ein schweres Schicksal war. Denn während jener Wandertage, da ich fern der Welt und unerreichbar für sie war, erhielt meine Frau in Wien meinen Gestellungsbefehl. Ich hatte keinen festen Aufenthalt, und so konnte sie mir keine Mitteilung davon machen. Sie meldete dies bei der zuständigen Stelle, und man gab ihr Bescheid, daß man mich dann eben in vier bis sechs Wochen nochmals einberufen werde. Als ich am Ende meiner Wanderschaft in Lienz in den Zug nach Wien stieg, hatte der Krieg in Polen bereits begonnen. Das Ereignis riß mich so unvermittelt aus meiner in den Bergen und im Alleinsein gewonnenen inneren Ruhe, daß ich Mühe hatte, mich in die Ver-

wandlung der Zeit zu fügen und all dies in mich einströmen zu lassen, was nun Millionen Herzen bewegte. Meiner Frau hatte ich die Stunde meiner Ankunft mitgeteilt, und sie stand in der Bahnhofshalle, als ich in Wien ankam. Ein fast verschmitztes Lächeln in ihrem Gesicht machte mich sofort neugierig. Aber in dieser Neugier spürte ich schon damals eine erste Unruhe, ein Mißtrauen, so als hätte mich schon der Hauch eines Verhängnisses berührt, das nun unaufhaltsam in mein Leben eingriff. Du bist einberufen worden, sagte sie auf meine Frage. Weil du nicht zu erreichen warst, haben sie es verschoben. Wir schritten nebeneinander zum Ausgang, während sie mir dies erklärte. Neben uns gingen Soldaten. Meine Frau griff verstohlen nach meiner Hand und hielt meine Finger fest. Ich blickte erstaunt zu ihr hin. Ihre Augen waren mir zugewandt. Sie lächelte, wie wir vielleicht als Knaben über einen gelungenen Streich gelächelt haben. Sehr böse bin ich nicht darüber, sagte sie leise. Nun dürfe ich doch noch einige Wochen bei ihr bleiben. Ich nickte und starrte die Soldaten neben mir an, und plötzlich

überfiel mich mit aller Wucht das Bewußtsein, daß dieser Krieg nun auch in mein Leben eingreifen würde. An mein begonnenes Buch daheim mußte ich denken. In den Bergen war es in mir fertig geworden. Ich brannte nun, auszusagen, was in mir längst sprach. Die Abende sah ich vor mir, dies Zimmer hier, das Kerzenlicht. Draußen würden die ersten Herbststürme toben. Der Winter würde kommen, und hier würden die Holzscheite glühen. Der Wein würde sanft im Glase funkeln, rund um mich würden die Bücher ihr schweigsames Leben verströmen. In ihrer Mitte würde ich sein, zwischen Traum und Wissen versunken in jene Stunden, deren Glück kaum auszusagen ist, deren Qual noch Lust, deren Verzweiflung oft der stärkste Glaube ist. Wie braun du bist, sagte meine Frau. Ich sah sie zerstreut an, aber ich sah nichts von ihr. Woran denkst du, fragte sie ängstlich. Aber auch ihre Angst vermochte mich nicht von meinen Gedanken zu befreien. Es war eine lange Fahrt, und ich bin rechtschaffen müde, entgegnete ich und dachte schon wieder weiter, wenn ich eine Woche früher gekommen wäre, trüge

mich jetzt vielleicht ein Zug irgendwohin in eine Kaserne, fort von unserem Haus, von meinem halb fertigen Buch, wohin ich jetzt zurückkehren durfte. Meine Frau hatte die Asternsträucher im Garten geplündert und damit mein Zimmer geschmückt. Überall standen sie nun mit ihren flammenden Köpfen, in den bronzenen Schalen und Vasen aus Porzellan und Glas. Ich las die Post auf meinem Schreibtisch. Ich wanderte durch das Haus und den Garten. Vorerst floß aus dieser Heimkehr und dem Wiedersehen mit dem Vertrauten und Eigenen eine Beruhigung in mich. Aber es war nur eine holde Täuschung. In der Zeitung las ich von den ersten Erfolgen in Polen. Meine Frau erzählte mir, was der Krieg dem Haushalt an neuen Pflichten und Sorgen auflade. Ein älterer Kollege von der Schule kam am Nachmittag herüber und berichtete von einem Ehrenamt, das er übernommen hatte. Es müßte jetzt jeder seinen Teil tun, auch wenn die Jahre nicht mehr für den grauen Rock taugten. Gewiß sagte er es ohne Bedeutung und Hinweis auf mich. Aber ich empfand es dunkel so und verteidigte

mich, ohne angegriffen zu sein. Meine Einberufung stünde ebenfalls bevor. Dann werde ich wohl auch Ihre Klasse übernehmen müssen, seufzte er. Aber das Seufzen war keineswegs ärgerlich. Das Bewußtsein der Pflicht regte sich darin. Ich war zerstreut und einsilbig, und er verabschiedete sich bald wieder. In der Dämmerung nahm ich die Geige zur Hand und spielte eine Weile, was mir in den Sinn kam. Einmal schaute meine Frau in das Zimmer und hörte einige Zeit zu. Dann war ich wieder allein. Allmählich gehorchten die ungelenken Finger den Gesetzen des kleinen Leibes. Ich spielte heftiger und mich in eine Besessenheit steigernd, die mir keinen Trost mehr bringen konnte.

Joachim verstummte. Er hatte ruhig, fast gleichgültig gesprochen. Nun blickte er auf seine Hände nieder. Die Finger bewegten sich langsam, und sein Kopf war leicht zur Seite geneigt, als suchte er die Erinnerung an eine Melodie zu finden, wobei ihm die tastenden Finger den Rhythmus entdecken sollten. Nun erhob er sich vorsichtig, griff nach seinem Stock und hum-

pelte zum Kamin. Er legte frische Holzstücke in das Feuer.

Während ich ihn so betrachtete, wie er sich mühsam gebeugt über dem Feuer zu schaffen machte, länger schien mir als notwendig, und ich spürte, daß ihn eine Erregung peinigte, die er vor mir verbergen wollte, kam mir eine Schulwanderung in den Sinn, die unsere Klasse an einem Frühlingstag gemacht hatte. Im Mittelgebirge, nahe bei einem Berggasthof, war auf einer Wiese Rast gemacht worden. Unser Lehrer hatte ein Kriegsspiel vorgeschlagen, und es wurde mit Eifer ins Werk gesetzt. Die Regeln wurden bestimmt. Joachim hatte schweigend unsere Vorbereitungen betrachtet, sich aber mit keinem Wort geäußert. Als wir aufbrachen, blieb er im Gras liegen, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte, ohne sich um uns zu kümmern, ins Tal hinunter. Wir hatten damals wohl wenig Sinn für die Schönheit des Frühlingstages. Der hauchdünne Schleier von hellstem Grün, der über den Tälern wogte, der Fluß, der die Sonne silbern spiegelte, die Berge auf der anderen Seite des Tales,

die der Föhn ganz nahe rückte, dies alles versank vor der Spiellust, die uns fieberhaft ergriffen hatte. Wir riefen nach Joachim. Aber er gab keine Antwort. Ich war ihm am nächsten und lief die wenigen Schritte zu ihm. He, sagte ich, wir müssen verschwinden, zum Steinbruch. Ich sagte es ungeduldig und herrisch, denn ich war zum Führer der einen Partei ernannt worden. Laß mich, knurrte Joachim und wälzte sich ein wenig zur Seite. Die Mißachtung meiner Führerwürde brachte mich in Zorn. Los, du Feigling, sagte ich empört und trat ihm mit dem Fuß in den Rücken. Du willst dich wieder einmal drücken. Er stand auf, wich einen Schritt zurück und blickte mich mit einem Ausdruck unsäglicher Verachtung an. Vielleicht hatte mich sein Blick wirklich beschämt, aber das vermochte ich mir nicht einzugestehen. Ja, im Zorn über meine Ohnmacht gegen diese stumme Verachtung schoß mir das Blut in den Kopf. Ich fand keine anderen Worte als den im tiefsten Grimm herausgestoßenen Spottnamen: Sonderling. Wir wußten alle, wie ihn das Wort treffen konnte.

Die Erinnerung an jenen Augenblick wurde so lebendig in mir, daß ich die Augen mit der Hand verdecken mußte, um sie zu bannen.

Als ich wieder aufblickte, hatte Joachim sich aufgerichtet. Er stand nun neben dem Kamin, mit einem Ellbogen auf den Sims gestützt, den Kopf gegen die Hand gelehnt und mit gesenkten Lidern auf das Feuer niederstarrend. So fuhr er fort:

In den ersten Tagen nach meiner Heimkehr versuchte ich über meiner Arbeit die Gedanken an das Kommende auszulöschen. Der Schulbeginn beanspruchte mich während des Tages. An den Abenden saß ich mit beharrlicher Begierde vor meiner Handschrift und suchte die Bilder zu beschwören, die mir in den Bergen zur Wirklichkeit geworden waren. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das ist, wenn du einer fremden Gewalt in dir entrinnen willst. Aber es gelingt dir nicht. Ich redete mir ein, daß mir diese Frist geschenkt sei, daß ich bis zu meiner endgültigen Einberufung das Buch fertig schreiben müsse. Aber wenn ich mühselig einige Worte und Sätze aus verschlossenem Herzen auf das Papier ge-

bracht hatte, stockte ich wieder, blickte zu meiner Frau hinüber, die hier in der Ecke saß, manchmal zögernd zu mir hinüberschauend, als ahnte sie etwas von meiner inneren Bedrängnis. Ich sah sie noch vor mir, wenn sie längst schlafen gegangen war und die Stille, die gute und sonst so fruchtbare Stille des nächtlichen Hauses mich umfing. Aber statt der Welt meines Buches stürzten unaufhaltsam immer nur die Gedanken an das eigene Leben auf mich ein.

Joachim hielt einen Augenblick inne und strich sich über die Stirn. Ich hörte seinen ein wenig schwerer gehenden Atem.

Du bist mir in dieser Stunde so nahe, bekannte er stockend, und freier fügte er hinzu, es ist heute alles anders, offener. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Früher vergrub ich alles in mir. Es brannte mich aus. Wie eine einzige Wunde schmerzte es oft. Und niemand erbarmte sich. Nun kommt alles brüderlich auf mich zu, so als sei ein Wunder an mir geschehen. Ich will dir von meiner Frau, von meiner Ehe erzählen. Es gehört dazu. Wir liebten uns sehr und ja, wir lieben

uns. Gerade jetzt ist es, als blühe jenes Ursprüngliche, Feine und Zärtliche wieder ganz in uns auf. Wir sind nun über sechs Jahre verheiratet. Zuerst gab es Sorgen, und das hielt uns zusammen. Dann konnten wir dieses Haus bauen und uns mancherlei Freude gönnen, ohne jeden Pfennig dreimal umzudrehen. Aber das gedieh uns nicht recht. Wir wünschten uns Kinder. Ja, ein Kind sollte wenigstens kommen. Es war so still und tot im Haus. Nur die Geige summte, auch wenn sie ruhig im Kasten lag, und unser Blut wohl mit ihr. Unser Nachbar bekam schon den fünften Buben. Hier vom Fenster aus sah ich manchmal meine Frau über den Zaun gelehnt nach den Kindern ausschauen. Immer saß sie danach still am Tisch, mit feuchten Augen. Aber sie weinte nie richtig. Das war das Schlimmste. Und ich lebte weit von ihr fort, in mir. Wo war der Sinn von allem? Wo war das wahre Wesen meiner selbst? Die Frage quälte mich nächtelang. In der Schule peinigten mich die fremden Knabengesichter. Manchmal haßte ich ihre unschuldige Unbekümmertheit. Stundenlang rannte ich oft ohne Ziel

und Grund durch die Straßen. Etwas vom Beginn einer steten Selbstzerstörung reifte in mir heran. In fremden Mädchengesichtern suchte ich das zu finden, was mir in meiner Ehe versagt schien. Vielleicht das Mütterliche, vielleicht nur das andere überhaupt. War es Neugier oder Begierde nach Dunklem, Fremdem, war es das Abenteuerliche, das mein Blut vergiftete? Ich weiß es nicht. In den Bergen fand ich dagegen für Zeiten wieder das innere Gleichmaß, und dort sprang mich auch zum erstenmal ein neues Glück an im Erkennen meiner Mächtigkeit im Wort. Nun, da ich zu schreiben anfing, kam wieder Maß in mein Wesen. Aber es war wohl mehr eine Betäubung, die das Schweifende in mir ein wenig verlöschte. Meine Frau mag darunter nicht wenig gelitten haben. Früher blickte ich sie in meiner Verwirrung doch oft hungrig und nahe an. Ein Mensch ist da, der dich liebt. Es wird dein letzter Anker sein. Aber nun war ich mir selbst stark genug und vergaß ihr Dasein. Ich wurde mir dessen kaum bewußt. Da mein erstes Buch entstand und ich zwischen Seligkeit und Mißtrauen schwankend sein

Wachstum erkannte und wie es aus mir sprach und sprechen mußte, gab es außerhalb meiner Träume nichts. Nur einmal, am Abend, draußen fiel dicht der Schnee und sein sanfter Schimmer leuchtete in der Dämmerung, in der ich wortlos und hingegeben wartete, ehe ich das Licht anzündete und an die Arbeit ging, drang ein leises Weinen meiner Frau an mein Ohr. Dort, in deinem Stuhl saß sie. Ich kam vom Fenster zu ihr und beugte mich nieder. Eine jähe Bestürzung hatte mich erfaßt. Ich bot alle Zärtlichkeit auf, um ihr Weinen zu besänftigen. Sie gab lange keine Antwort auf meine Fragen. Beharrlich hielt sie den Kopf gesenkt, bis auch ich schwieg. Ich hörte sie stockend und erregt unter mir atmen. Meine Hand lag auf ihrer Schulter. Sie zitterte heftig. Liebst du mich noch? fragte sie leise in das Schweigen. Es war ganz dunkel geworden. Ach, antworte nicht, sagte sie schnell danach. Du lebst in einer anderen Welt. Ich habe Angst. Sie schwieg wieder, und ihr Atem ging in raschen Stößen. Sie schluchzte einmal auf. Ich bog, erschüttert von diesem Bekenntnis, ihren Kopf zu mir her und

sagte nur ihren Namen. Sie mochte nun lächeln in meinen Armen. Ich spürte es, obwohl ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Wenn nur ein Kind käme, flüsterte sie. Wir würden uns vielleicht in einem Kind wiederfinden. Sie ließ noch eine Weile ihren Kopf auf meinem Arm ruhen. Antwort konnte ich ihr keine geben. Nur ein heißes Mitleid wogte in mir hoch. Eine Ahnung von der Verantwortung dämmerte in mir auf, die ich hier für einen anderen Menschen trug, der sich mir anvertraut hatte. Aber ehe ich etwas sagen konnte, erhob sie sich. Sie küßte mich. Ach, ich vermeine noch zu spüren, wie salzig der Kuß von Tränen war. Sie machte Licht und blickte mich lange forschend an, bevor sie das Zimmer verließ, um ihr Tagwerk zu Ende zu bringen. Als sie nach geraumer Zeit mit dem Abendbrot kam, saß ich am Schreibtisch. Flüchtig blickte ich auf. Aber das Ereignis schien mir schon nur mehr ein Traum, ein ängstigender, bedrohlicher Traum, den man wegwischen konnte. So lebten wir nebeneinander her, ohne doch in Wahrheit zu leben. Ein gespenstiger, unwirklicher Zauber durchtränkte nicht nur

mich selbst, sondern das ganze Haus. Alles Freundliche und Bergende schien daraus verbannt. Als mein Buch beendet war, wurde es eine Weile besser. Wir machten eine Reise nach dem Süden, ans Meer. Es war wie eine Flucht, und ich war wie ein Kranker, der Genesung suchte. Die Welt hallte wider von großen Entscheidungen. Auch wir wurden in sie hineingerissen. Plötzlich waren wir ein Teil des Reiches. Man hätte beginnen können, in Räumen zu denken. Man hätte aus der engen Welt seines Gefühls und seiner Träume ein wenig hinauswachsen können. Nicht mehr nur das Schmerzliche und Hoffnungslose brauchte Gewalt über uns zu haben, sondern es lag wieder eine Zukunft vor uns, die freier und mächtiger atmen ließ. Aber in mir war es wie eine Verstockung. Ich vermochte nie ganz in den Rausch zu versinken, in dem ein Volk sein Gemeinsames erkennen und spüren kann. Im Grunde meines Herzens blieb ich wie immer in mir, und alles Äußere berührte mich nur mit einem Hauch.

Joachim unterbrach seine Erzählung und kam wieder vom Kamin zum Tisch zurück.

Trinken wir noch ein Glas, fragte er und schenkte ein. Zögernd und fast beklommen trank ich.

Er blickte mich forschend an. Alles Unfreie war aus seinen Augen gewichen. Es drängte mich, ihm ein Wort zu sagen. Denn er war mit dem, was er in seinen letzten Sätzen berührt hatte, über das Persönliche seines Berichtes hinausgewachsen. Er hatte an Empfindungen und Gedanken gestreift, die manches Eigene bewußt werden ließen.

Vielleicht trugst du dies alles nicht nur allein, sagte ich.

Er neigte zweifelnd den Kopf.

Gewiß nicht, widersprach ich. Es ist ein Schicksal, das uns Kindern des großen Krieges mehr oder weniger allen in die Seele gelegt ist: Dieses ewige Hangen zwischen den Zeiten und Dingen, zwischen einer zerbrochenen und einer werdenden Welt. Der Zwiespalt hat uns vergiftet.

Joachims Augen blickten mich noch immer ungewiß an. Ich geriet in Eifer.

Nein, nein, es bedürfe wohl keines Trostes bei ihm,

sagte ich mit einem offenen Lächeln, auch keiner Rechtfertigung. Jede Wandlung lösche Vergangenes aus. Aber er möge mir glauben, daß in unserer Generation jahrelang diese Verstockung, wie er es genannt habe, die Herzen beherrschte. Nicht jeder möge so in die Tiefe hinab von ihr heimgesucht worden sein. Aber aus allen tief aufgeschürften Seelen blicke das Schicksal der Zeit am wahrhaftigsten. Von diesem Schicksal zu reden dränge es mich. Weißt du noch, fuhr ich fort, als er sich nun zögernd nickend zu meinen Worten zu bekennen begann, weißt du noch, was uns als Knaben trug und bewahrte? Die Schule? Gott, es war ein totes Gebilde. Alles was in der Welt verfiel an Wert und Adel, es war dort längst von Modergeruch umhaucht. Brannte nicht auch dir die Stirn in Zorn und Verachtung, vielleicht auch in Hunger und so tiefer Bereitschaft, wenn man uns die Dichter zerpflückte, die Geschichte in Systeme von Zahlen preßte? Wo war ein Hauch vom lebendigen Dasein unseres Volkes, wo ein Funke dessen, das uns heute, du wirst es wissen, in des einfachsten Soldaten Herz entgegen-

schlägt? In solcher Luft sollten wir wachsen, zu uns selbst und zu den andern. In den Rathäusern und Gemeindestuben nicht weniger wie in den Parlamenten draußen und bei uns wollten uns Schwätzer statt Männer zum Bewußtsein des Staates führen. War es in den Kirchen besser? In den Familien selbst fraß dieses schleichende Gift um sich. Du flohst in die Berge, ein anderer stählte den Körper beim Sport, und wieder ein anderer verlor sich in geistiger Arbeit. Aber viele trieben im Strudel mit, immer bedachtsam an der Oberfläche bleibend, in der Liebe, in der Kunst, im Beruf, in der Ehe, in der Bindung zum Volk. Was war noch so rein und heilig, daß uns Knaben das Vaterland anders begegnen konnte als in den Träumen der eigenen Brust? Zucht? Woher sollten wir Zucht haben, die solchen Träumen rechtzeitig Einhalt geboten, sie gelenkt und fruchtbar gemacht hätte? Zucht? Weißt du nun, was Zucht ist, Joachim? Weißt du nun, was uns fehlte, was uns zerriß und verstieß? Was uns einsam machte, ohne uns in solcher Einsamkeit in Wahrheit zu stählen?

Doch, doch, murmelte Joachim und barg die Stirn in den Händen.

Ich beugte mich vor und rührte an seine Schulter.

Er sah auf. Der Ernst seines Gesichtes griff ganz auf mich über. Seine Augen ließen mich los und wanderten über meinen grauen Rock. In einer plötzlichen Bewegung streckte er die Hand aus und streichelte das grobe Tuch.

Ich blickte auf seine Hand hinab.

Wenn dies bliebe, sagte er wie verklärt und streichelte immer noch meinen Rock. Ja, dies, was uns Soldaten bindet, über den Krieg hinaus, über diese Jahre hinaus, dies Einfache, dies Brüderliche. Wieviel stärker wäre es als alle Ordnung, die man je errichten kann. Einmal sagte es einer, der mit mir Soldat war. Später ist er draußen geblieben. Er war in meinen Jahren, ein einfacher Mann. Die Worte finde ich nicht mehr, nur ihren Sinn: Ich fühle erst jetzt, was ich bin. Durch euch fühle ich es.

Ich hielt Joachims Hand fest.

Sein Blut klopfte nahe dem meinen. Leise prasselte

die Glut im Kamin. Hinter mir beim Schreibtisch hörte ich das Ticken einer Uhr, und noch ein verwandtes Klopfen und Rauschen vernahm ich. Wo war es? Was war es? Ich lauschte. Meine Erregung wuchs. Ich hielt den Atem an, und dann erlöste sich alles in mir zu einem Aufatmen, in dem ich lächeln mußte über das Betörende und Beseligende des Augenblickes. Dort, wo Joachims und meine Hand auf dem grauen Rock lagen, dort unter dem Stoff wuchs das Klopfen und Rauschen herauf: Mein eigenes Herz hämmerte.

Welche Bitterkeit überfällt mich oft, dachte ich nun und wurde in dem Gedanken heiter und befreit, welche Bitterkeit über Unverstand, Kleinmut und Schwäche der Menschen. Manches böse Wort war mir über die Lippen gekommen, jetzt daheim, wo so vieles verkannt wurde vom wahren Sinn, der bewegend hinter dieser Zeit stand. Über was alles klagten sie! Was alles störte ihre kleine Welt! Und ich erkannte, welche verborgene Kraft im Dasein dieses Krieges schlummerte, welche Erweckung. Würden wir nicht erst durch ihn nun wahrhaftig zum Volk werden können?

Wir haben uns so oft, kleinmütig vor allem Menschlichen, den Glauben an das Große unserer Zeit zerredet, sagte Joachim, als hatte er meine Gedanken mitgedacht. Aber was bedeutet es, wenn man ins Dauernde hinüberblickt. Wie viele edle Träume sind uns unerfüllt geblieben. Wie viele Männer haben versagt vor der Wandlung, die sie selbst beschworen und erstritten. Aber dieser Krieg wird wieder Maße setzen. Wie viele Worte sind hingeredet worden, wie leeres Stroh. Sie verklingen gegen den Ton, den wir vernommen haben. Ach, daß uns nur dies Einfache in allem, wie wir es erfahren haben, bewahrt bliebe.

Eine Weile wanderte das Ungesagte zwischen uns. Joachim fand sich wieder aus seiner Entrückung, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schlang die Hände um das gesunde Knie.

Und Joachim berichtete weiter:

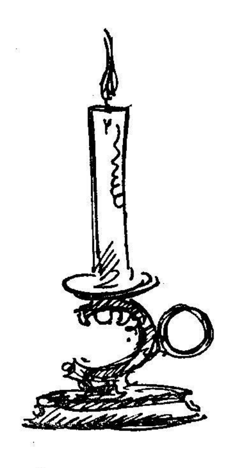
In jenen Tagen, da ich auf meine zweite Einberufung wartete und es mir nicht gelang, mich in meiner Ar-

heit vor den anstürmenden Empfindungen zu bewahren, quälte mich die stille dulderische Zuneigung meiner Frau. Sie richtete mir mit jenem zärtlichen Eifer, vor dem wir immer ein wenig hilflos sind, alles für meine Soldatenzeit her. Sie kaufte mir kleine Gebrauchsgegenstände, von denen sie gehört hatte, daß sie das Leben ein wenig erleichterten, dieses fremde Leben unter harter Zucht mit anderen Männern, von dem sie sich so gar keine Vorstellung machen konnte, wie sie immer wieder lächelnd und kopfschüttelnd versicherte. Sie tat mir alles, was sie mir nur von den Augen ablesen konnte. Und ich? Ich empfand dies alles wie eine Last. Es gehörte zu all dem Unausweichlichen und fast Dämonischen, das mich immer enger umkreiste und mir jeden eigenen Willen nahm. Manchmal am Abend kam die Frau unseres Nachbarn, der schon vor geraumer Zeit eingerückt war, zu uns und gab uns gute Ratschläge für das bevorstehende Ereignis. Ihre Art, in der sie mich zu bemuttern versuchte, war mir fast unerträglich, obwohl ich mich meines Widerwillens schämte. Aber alles schien sich

gegen mich verschworen zu haben, mir recht deutlich vor Augen zu führen, daß nun das Gleichmaß meines Lebens zu Ende, daß ich vor eine neue und außergewöhnliche Bewährung gestellt sei. Meine Frau mochte wohl manchmal erkennen, wie peinigend mir dies war. Doch in ihrer erwachten Neigung, darin gleicht sie wohl den meisten Frauen, dieser Neigung, eine Sorge tragen zu können, sich in ihr dem mütterlichen Gefühl hingeben zu dürfen, schien es ihr nicht so wichtig, mir darin zu helfen, daß ich die bevorstehende Wandlung weniger grell empfand. Ich strebte nun selbst in meinen Gedanken und Wünschen wie einer Erlösung dem Tage zu, da man mich wieder rufen würde. Das Unwiderrufliche dabei war stärkend und gut. Ich verschloß nach einigen inneren Kämpfen das Manuskript zu meinem neuen Roman. Ich brachte Ordnung in meine Bücher und Briefe und schien nun ganz bereit, wenn auch immer noch von einer unerklärlichen Unruhe bedrängt, für die ich selbst keinen Grund wußte. Was mir innerlich zu schaffen machte, versank auch ein wenig vor der Wucht der äußeren Ereignisse. Die

Zerschlagung Polens, die Siege unserer Heere in so kurzer Zeit ließen erwarten, daß der Krieg nicht mehr lange dauern würde. Und manchmal begann sich nun das knabenhaft Ungebärdige, der Hang zum Abenteuer doch in mir zu regen. Ich überlas wieder Bücher aus dem Weltkrieg. Ich ließ mich von der Großartigkeit einer Schlachtenschilderung ergreifen, von der Tiefe einer menschlichen Empfindung im Angesicht des Todes, von seelischen Erschütterungen, die uns in so vielen Dichtungen aus dem großen Krieg beschwörend entgegenblicken. Die harte Wirklichkeit vom Handwerk des Krieges schlug mir wie ein loderndes Feuer aus Clausewitz entgegen, den ich mir vornahm, ein wenig beklommen in der Erinnerung an den ersten Eindruck von seinen Schriften, wie ich ihn vor Jahren gewonnen hatte. Damals schien mir jenes Buch vom Kriege von einer seelischen Grausamkeit durchkältet — und wie verkannte ich sein wahres Wesen —, von einer Verschlossenheit gegen das Menschliche und gegen eine höhere Ordnung der Welt bestimmt, in der es keine Massen von Heeren, sondern nur den Zusammenklang

menschlicher Herzen gab. Nun aber spürte ich in der vermeintlichen Kälte die überwältigende geistige Klarheit. Der Krieg? War er hier nicht zu einem Sinnbild der menschlichen Ordnung, zu einem Spiegelbild der Natur erhoben? Hier glühte doch hinter nüchterner Gedankenstrenge das Herz eines großen Mannes. Hier war ein Halt zu gewinnen, dem man sich willig anvertrauen konnte. Auch aus den Kriegsgedichten und dem Tagebuch Bindings schlug mir jenes tiefere Wissen und Gefühl für den Krieg als dem Vater der Dinge entgegen. Widerstrebend wohl, aber auch in der Anspannung einer zunehmenden Bereitschaft floß mir ein Strom von Gelassenheit und Zuversicht aus seinen Versen entgegen. Dennoch! Alles, was ich an innerer Anteilnahme in mir zu sammeln suchte, alles, was mich äußerlich ergriff und innerlich zu verwandeln begann, hatte etwas Spielerisches. Es galt nur mir, es war keine Hinneigung, sondern ich versuchte, es in mich hineinzuzwingen. Ich wiegte mich in die Sicherheit solchen Spieles wie ein Kind, das, ohne die Gefahr zu ahnen, an einem Abgrund entlang nach seltenen



Blumen sucht. Vielleicht trifft dieses Wort Abgrund den Kern. Joachims Gesicht kam aus der Dunkelheit näher zu mir, nun überglüht vom Kerzenschimmer. Ein heißes bewegtes Gesicht, mit glänzenden Augen. Ich erschrak fast, als sich seine gespannten Züge in einem Lächeln lockerten.

Du wunderst dich über mein Lächeln. Siehst du, es kommt aber nun ganz aus mir. Und daß ich es kann!

Welche Freiheit es gibt, nun so lächeln zu können. Begreifst du es? Aber noch kannst du es wohl nicht ganz. Er zögerte und blickte auf die Kerze, die heftig zu flackern begann. Sie war niedergebrannt und verging unter taumelndem Zucken.

Soll ich eine neue anzünden, fragte er. Aber er wartete keine Antwort ab, sondern steckte eine frische Kerze in den Halter. Das brennende Streichholz verlöschte er

mit einer plötzlichen Bewegung wieder, während er mich ansah.

Nein, lassen wir die Dunkelheit um uns sein, sagte er vieldeutig. Nun sehe ich dein Gesicht kaum. Nur einen Schimmer deiner Augen. Dies genügt. Komm, trinke noch, unterbrach er sich.

Ich fühlte seine sprunghafte Unsicherheit.

Oder soll ich dir noch ein Brot bringen?

Ich verneinte. Laß nur, sagte ich beklommen.

Er schien meine Antwort nicht mehr zu hören. Die Umrisse seiner Gestalt und seines Kopfes, wie er sich im Sessel zurücklehnte, zeichnete die Glut im Kamin von der Dunkelheit ab. Sein Gesicht aber war wie ausgelöscht. Nur der glühende Punkt der Zigarette leuchtete herüber. Er glomm im Rhythmus seines Atems heller auf und verlosch wieder.

Joachims Stimme tönte aus dem Dunkel zu mir her. Ich lauschte ihr, so wie man einer Melodie lauscht, dem besonderen Klang eines fremden Instruments, den man doch schon einmal vernommen hat. Es war der weiche Ton, der die Sprache unserer Stadt geprägt

hat, jenes Zärtliche und Verhaltene, bald Anmutige, bald aber auch Herbe. Wie herb konnte dieser Ton sein! In ihm verriet sich manche Düsterkeit des Blutes, die Gewalt einer Naturhaftigkeit, die unser Wesen so bitter und beseligend zugleich beherrscht. Ein altes Cembalo mochte so klingen, dachte ich, wie diese Stimme, eine Hirtenflöte lockte dazwischen und breit und behäbig auch ein wenig eine Harmonika, wie man sie auf den Berghütten zur Abendstunde spielt. Aber der zitternde, glasklirrende Ton der Cembalosaite schwang immer dazwischen, behielt immer die Führung. Wie konnte er das Herz erbeben lassen!

Joachim sprach. So eindringlich konnte er ein Wort formen, dem er tiefere Bedeutung geben wollte. Aber es geschah wohl unbewußt, auch wenn es wie eine Beschwörung einherkam. Ja, er sprach. Ich hatte Mühe, mich vom Ton der Stimme zu lösen und wieder zum Sinn zu finden, den sie aussagen wollte.

Das Wort Abgrund ließ Joachim noch nicht los. Nicht plötzlich, ja, sondern ganz allmählich sei er an seinen Rand getreten. Zuerst habe er ihn gar nicht erkannt.

Denn, nicht wahr, es sei nicht weiter verwunderlich, daß der erwartete Ruf sich verzögert habe. Fünf, dann sechs und schließlich sieben und acht Wochen seien vergangen und die Einberufung sei nicht erfolgt. Vom Osten her seien schon die Herbststürme immer gewalttätiger über die Ebene gebraust.

Es war fast, als erhöbe sich Joachims Stimme zu jener Atemlosigkeit, deren Bild im Hinweis auf die Herbststürme beschworen war. Wir verlieren das Maß für das Wesen der Sprachen und Stimmen, kam es mir in den Sinn, da wir uns von den Augen ablenken lassen, da uns Gebärden verführen, Beherrschung und Verstellung im menschlichen Antlitz. Aber so, in die Nacht hinabgesunken, rauscht es wie aus der Tiefe eines Brunnens empor, das Unsagbare gewittert im Gesagten. Wie nackt wird der Mensch, wie unbarmherzig entblößt es ihm das Herz! Alle Wahrheit offenbart sich in der geheimen Melodie der Stimme. Wir spüren den Bruder.

Es wird mir schwer, bekannte Joachim, zu sagen, wie und womit es begann. In den letzten Novembertagen

schenkte uns der Herbst noch ein paar goldene Tage mit leichtem Wind und sanften Schäferwolken auf seidigem Blau. In allen Wäldern, auf allen Wiesen, in den Gärten, in den Gesichtern der Menschen schien er noch einmal aufzuflammen in jäher Verzückung. Mild wogte die Luft durch das Fenster. Kaum vermochte ich die Unruhe der Knaben in der Schule zu bändigen. Ich selbst aber wurde von einer geheimnisvollen Woge eines schon lang nicht mehr gekannten Geborgenseins emporgehoben. So wanderte ich mit meiner Frau am Sonntag noch einmal bergwärts die Hügel des Wiener Waldes hinan. Der Tag neigte sich schon gegen Abend. Ein funkelndes Leuchten glühte über den Wäldern. Die Natur atmete in friedvollem Gleichmaß. Weißt du, wie das ist, wenn solches Gleichmaß unser Wesen mählich zu erfüllen beginnt und wir einen Menschen neben uns wissen, dem wir es sagen dürfen? Es ist ein Geschenk Gottes. In einigen sparsamen Worten suchte ich meiner Frau etwas von meinen Empfindungen zu offenbaren. Sie entgegnete nichts, sondern nahm nur meinen Arm und stützte sich auf mich. Und dann ver-



nahm ich doch ihre zärtliche Stimme neben mir. Wir waren stehengeblieben, und ich konnte den Blick nicht von der Ebene wenden, die sich, schon leise am Horizont verdämmernd, im Unendlichen' verlor. Zuerst traf mich kaum mit Bewußtsein, was meine Frau sagte. Bis ich plötzlich erschreckt dem inneren Sinn ihrer Worte nachlauschte, als hatte mich ein längst erwarteter Ruf aus meiner Sicherheit gerissen. Vielleicht

ist dies nun doch unser letzter Sonntag, flüsterte sie. Hatte ich ein Ja gemurmelt oder auch nur wehmütig genickt? Zuerst wohl, bis jenes Erschrecken kam. Vielleicht nun doch... Im Zufälligen dieser Möglichkeit öffnete sich der Abgrund. Ich löste meinen Arm aus ihrem und starrte sie an. Sie blickte mir schuldlos in die Augen. Was hast du, fragte sie ein wenig geduckt von meinem fassungslosen Blick, wie mir schien. Ich konnte ihr nicht antworten. Mein wortloses Schauen verwirrte sie. Gewiß hatte der innere Schrecken meinem Blick etwas Beängstigendes gegeben. Wollen wir heimgehen, bat sie zaghaft. Es beginnt kalt zu werden, fügte sie entschuldigend hinzu. Ich sah, wie sie zitterte. Aber auch diese sanften Worte rissen mich nur tiefer in den Abgrund. Heimgehen? Ja, wer konnte davon sprechen? Wo war meine Heimat? Wo war das, was mich umschließen, was mich bergen konnte? Den vertrautesten Menschen überkam ein Zittern vor meinem Wesen und er mußte bis ins Herz hinab frieren. Ich redete kein Wort, während wir ins Tal stiegen, aber in mir tobte ein Sturm, vor dem mir

der Abend in seiner Milde wie ein Hohn schien. Vielleicht nun doch... Ja, worauf wartete ich seit bald drei Monaten? Ich war bereit, meine Pflicht zu erfüllen. Man sollte mich rufen. Ich hatte meine kleine Welt geordnet. Aber nun erkannte ich die Lüge in mir. *Ich war niemals bereit gewesen.* Ich gehorchte einem Zwang, der nicht aus mir kam. Aus Zufall oder Fügung, wer entscheidet die Grenzen, hatte man mich nun dieses Zwanges enthoben. Vielleicht kam er noch. Aber dies war nun nicht mehr wichtig. Wichtig war auch nicht, ob sie mich vergessen hatten oder nicht. Wichtig war, daß ich vor mir selbst längst fahnenflüchtig geworden war. Ein hartes und kaltes Wort, nicht wahr? Es wird manchen Einwand dagegen geben. Aber muß man nicht zum Kern der Dinge vorstoßen? Muß man sie nicht nackt und unbarmherzig sagen, wenn man der Wahrheit ins Auge schauen will? Mag es auch keine Fahnenflucht aus Feigheit gewesen sein, so war es eine aus Selbstsucht. Und wie nahe liegen sie beieinander: Feigheit und Selbstsucht. Neben mir schritt meine Frau. Gewiß

verzagt und verängstigt durch mein Schweigen, durch das Dunkle, Fremde und Ungeheuerliche, das wie ein Wall um mich aufwachsen mußte. Ich stand abends lange allein vor dem offenen Fenster. Die Sterne funkelten fern. Es war kein Trost, keine Verheißung mehr in ihnen. Qualvolle Träume schüttelten mich in der Nacht. Im Morgengrauen lag ich wieder wach. Denke dir, wie das ist, wenn du neben dir einen Atem hörst, einen geruhsamen, guten Atem, aus dem dir alles an Nahem und Vertrautem entgegenströmt, was dich der Erde verbindet. So lauschte ich dem Atem meiner Frau nach, als könnte mir aus ihm eine Antwort kommen. Aber es nützt wohl nichts, sich an den andern zu klammern, wenn es in der eigenen Brust keinen Frieden gibt. Etwas mußte geschehen. Aber auch wahre Entschlüsse vermögen nur aus einem wahrhaft bereiten Herzen zu wachsen. Ich schickte dennoch meine Klasse eine Stunde vor Mittag nach Hause und machte mich auf den Weg. Ein dumpfer Trotz trieb mich. Sie hatten mich vergessen. Also wollte ich sie an ihre Pflicht erinnern, mich zu rufen. Ich fuhr in die Stadt.

Meinen Wehrpaß hatte ich mitgenommen. Ich blätterte in der Straßenbahn darin. Ich erinnerte mich an den Tag meiner Musterung. Es war ein seltsames Gefühl gewesen. Damals hatte ich ein wenig über meine neue Würde als kommender Krieger lächeln müssen. Nun vermochte auch diese Erinnerung kein Gefühl von Heiterkeit mehr in mir zu erwecken. Ich weiß nicht, was mich bewog, in der Stadt noch einen Umweg zu machen. Ich ging durch einen kleinen Park. Der Wind trieb die abgefallenen Blätter um meine Füße und mit ihnen die Melodie aus einem Leierkasten an mein Ohr. Eine quälende, eintönige Melodie mit aller Härte und Hoffnungslosigkeit der Maschine, die solche Töne erzeugt. Am Ausgang des Parks saß der Spieler auf einer Kiste und drehte mit der linken Hand das verbrauchte Werk. Der rechte Arm des Mannes fehlte. Der leere Ärmel des Rockes hing gespenstig am Körper herab. Ich blieb stehen. Ich glaube, eine plötzliche Angst packte mich. Eine kleine Spende, Herr, sagte der Mann mit blicklosen Augen und brüchiger Stimme, als er meine Aufmerksamkeit auf sich ge-

lenkt sah. Und als müsse er mit Nachdruck mein Mitleid erregen, fügte er hinzu, ja, der Krieg, und streckte dabei noch sichtbar seinen Beinstumpf vor, an dem die Hose gefaltet zusammengesteckt war. Ich warf ihm eine Münze hin und rannte weiter. Ja, nun rannte ich. Aber wohin? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, daß in dem Chaos meiner Empfindungen und den entsetzten Bildern meiner Angst meine ertrotzte Entscheidung wie ein alberner Jungenstreich vergessen war. Ich hatte meiner Frau nichts von meiner Absicht gesagt. Vielleicht schämte ich mich über meinen Entschluß, mich zu melden, mit ihr zu sprechen, ehe er ausgeführt war. Nur den Buben meiner Klasse hatte ich den Grund erklärt, warum ich sie früher nach Hause ließ. Da ich nun ziellos durch die Stadt lief auf der Flucht vor dem wie ein düsteres Bild unfreiwillig beschworenen Verwundeten des großen Krieges, nein, wohl mehr auf der Flucht vor mir selbst, sah ich plötzlich die Augen der Klasse auf mich gerichtet, dieser halben Kinder, wie sie mich angeblickt hatten, als ich davon sprach, ich wollte mich nun melden, da man mich an-

scheinend vergessen hätte. Die knabenhafte Begeisterung und Zuneigung in ihren Augen hatten mich beschämt, da ich mich ihrer nicht wert fand. Nun trieb mich dies Vertrauen aus Kinderherzen wie einen Geächteten umher. Aber stärker noch war vorerst das andere, was von dem Verwundeten ausgegangen war: das Grauen, ein riesengroßes Entsetzen, das mich in seine dunklen Flügel aufnahm und forttrug. Wie leicht spricht sich das heute so hin. Damals aber verwarf ich in jenem Entsetzen alle Vernunft, alles gute und einfache Gefühl. So also konnte dies sein, wenn man aus seinem Frieden und seiner Arbeit dem Ruf folgen mußte. Vielleicht hatte man das letztemal mit jungen Füßen die Berge erwandert, das letztemal jene Blicke aus ihren Höhen in die Dumpfheit der Täler hinab getan, das letztemal jene unsagbare Befreiung des Herzens empfunden. Gefesselt würde man sein in die Fron seines Daseins, gekettet an das Mitleid der Menschen. Ach, dieses Mitleid! Wie konnte es die Seele verpesten und zerstören. Vielleicht aber hatte man auch zum letztenmal aus der im Fieber gespannten Hand

Töne von überirdischer Gewalt aus der Geige gelockt. Die Saiten würden nicht mehr unter den Fingern liegen, kein Bogen über den hölzernen Leib tanzen. Still, tot, verloren würde sie in ihrem schwarzen Kasten liegen wie in einem Sarg. Wie begreife ich heute, daß jene Bilder des Grauens, jener Anblick von Möglichkeiten für das eigene Geschick mich nicht aus sich selbst heraus peinigten. Das hätte auch mit einem dunklen Schaudern sein Ende finden können. Millionen Menschen mochten ähnliche Gedanken den Herzschlag auch einmal zum Stocken gebracht haben. Das Peinigende kam aus anderen Gründen. Es lag tief in mir selbst verwurzelt. Der Zusammenprall mit dem Äußeren legte es nur bloß. Nun wühlte der Schmerz wie in einem offenen Nerv. Keine bergende Hülle umschloß ihn. In kein warm durchblutetes Fleisch war er gebettet. Ich weiß heute, daß ich in jenen Stunden und Tagen und Wochen wahrhaft an der Grenze des Wahnsinns stand, und das mag vieles entschuldigen oder doch auf seine Bedeutung zurückführen. Spät nachts erst kam ich nach Hause. Meine Frau trat mir

blaß und verstört entgegen. Mein Ausbleiben war so ungewöhnlich, daß sie nun im Nachklang der ausgestandenen Angst zu weinen anfing. Ich konnte es nicht hören. Geh schlafen, sagte ich hart, und sie gehorchte schweigend. Hier in das Zimmer stürzte ich. Licht! Überall mußte Licht sein. Alle Lampen und Kerzen zündete ich an. Im Kamin lag wohlgeschichtet das Holz. Auch dort eine Flamme hinein! Nun war das Rauschen des Feuers, die Wärme des vielen Lichtes um mich versammelt wie eine Mauer. Ich riß die Geige aus ihrem Kasten. Sie war verstimmt. Sie hatte lange unberührt geruht. Die Ungeduld verzehrte mich, sie zu hören. Nun stimmten die Töne. Die Akkorde klangen ineinander. So spielte ich. Wirre Träume des eigenen Herzens zuerst. Aber daraus kam kein Frieden und auch keine Erweckung. Woher sie nehmen? Ohne es zu wollen blieb mir unter Finger und Bogen ein G liegen. Hallend tönte es durch das Zimmer, prallte an meine Ohren, sank mir ins Herz hinab.

Joachim unterbrach sich.

Liebst du Musik, fragte er unvermittelt.

Und ehe ich antworten konnte, war er aufgestanden und tastete sich im Halbdunkel zu einem Schrank.

Hörst du den Ton, flüsterte er und strich das dunkle, klingende G. Zitterten seine Hände, oder brachte der Ton in seiner von der Dunkelheit kaum verschluckten Schwingung ein Zittern in mir selbst zum Klingen? Joachim kam näher. Ich sah die Umrisse der Geige in seiner Hand. Nun spielte er dicht über meinen Ohren. Immer dieses dunkeltönige G. Es drang mir wie ein Ruf ins Blut.

Dieser Ton kann auch furchtbar sein, sagte er. Mir stockte vor ihm damals das Leben in den Adern, und ich rang nach einem Ausweg, bis mir eine Melodie von Schubert einfiel, aus dem Impromptu in c-moll. Zwar für das Klavier geschrieben. Aber jene eingangs in nackter Einfalt, allein für sich, ohne jede Begleitung in verhaltenem Legato hingesetzte Melodie schien mir nun wie ein Geheimnis aus der Geige heraufzusteigen. Im gewaltigen Forte eines zweifachen G öffnete sich alles Wunde, Ungelöste, Fragende vor

Gott. Und in der zögernden, stillen Demut des Piano antwortete die Geige mir, beginnend mit einem aufgelösten B. Spürst du die Gewalt?

Joachim ließ einfach und klar die Melodie auf mich herabtropfen:



Spürst du die Gewalt? wiederholte er, leise weiterspielend.

Die Melodie klang fort bis zur Erlösung im c-moll-Akkord.

Spürst du das Große in dieser Einfachheit? Heute! Ja, da empfinde ich es wieder. Damals quälte mich inmitten meiner Traurigkeit nur der Gedanke, daß dies einmal nicht mehr sein könnte.

Er legte die Geige zwischen uns auf den Tisch. Über den blauen Kacheln schimmerte das braune Holz geheimnisvoll.

Wir wollen die Kerzen wieder anzünden. Zu lange

darf man nicht im Dunklen reden, sagte Joachim. Sie ist sehr alt, fuhr er fort, als er meinen prüfenden Blick auf der Geige bemerkte. Sieh, diesen matten Schimmer. Ist es nicht, als atme sie unter einem geheimen Leben? Seit Generationen gehört sie zu unserer Familie. Sie lebte unter uns. Gewiß, es ist ein eigenes Leben, das sie führte. Wie oft mag sich in ihr das unruhige Blut meiner Väter und Ahnen besänftigt haben. Wie viele Tränen mögen auf sie herabgesunken sein. Wie viele Erschütterungen mag sie gespürt haben unter jungen kräftigen Knabenhänden oder unter Männerhänden, die ihrer Meisterschaft gewiß waren, oder wenn sie die faltigen schönen Hände des Alters zu ihrer Bestimmung erweckten. Um solchen Besitz schwebt ein Glanz des Unvergänglichen. Die Zeit rinnt an ihm ab. Sein Wesen ist ins Dauernde entrückt. Ich blickte in einer Verzauberung auf das edle Instrument.

Manchmal, bekannte Joachim, wenn sie unter meinem Gesicht liegt, schlägt mir ihr Herz ganz nahe, ganz gewiß und unsäglich vertraut entgegen.

Er sah mich an.

Du hast etwas an dir, es gibt solche Menschen, sagte er nachdenklich, denen man sich offenbaren muß. Es ist so, als fände man sich dann selbst wieder.

Das scheint dir wohl nur so, entgegnete ich abwehrend. Es wird der Abend sein, das Unwirkliche, das uns umgibt, die Erinnerung, die uns eint. Wir sind auch bereiter zur Offenbarung unseres Innersten geworden, seit der Mensch nicht mehr Mittelpunkt ist, sondern das Schicksal der Völker. Vor der ewigen Waage des Gewinnens und Verlierens, die über jeder Wandlung ihre Schwingung tut, werden wir hungrig nach dem Menschlichen.

Ja und nein, antwortete Joachim. Was du sagst, trifft manches Unbegreifliche, das in unserer Zeit die Seelen bewegt. Aber es sind immer nur wenige, deren Seelen in ihrem geheimsten Kern zueinander streben. Vielleicht gehen wir heute oder morgen oder nach Tagen wieder auseinander. Die Welt verschlingt uns, das Schicksal treibt uns seine Bahnen. Es hat uns einen Augenblick zusammengeschleudert, weil in diesem

Zusammenprall eine Frucht zu gewinnen war für dich oder mich, für uns beide oder auch in einem viel höheren Sinn, der sich erst fortwirkend enthüllen wird. Aber in diesem Einmaligen unserer Begegnung liegt auch alle Gewalt, mit der sie uns überfällt.

Wie schön ist es, bekannte ich ergriffen von dieser Deutung, daß du noch zu den Menschen gehörst, die an ein solches Gesetz über uns, nein, besser in uns, glauben.

Gesetz?! unterbrach mich Joachim.

Es war, als hätte ihn dieses Wort wie ein Blitzstrahl getroffen. Er blickte mich durchdringend an, als lese er das, was er nun sagte, in meinem Gesicht.

Ich habe solches Gesetz im Innersten immer geleugnet. Meine Gesetze gab ich mir selbst. Sie mußten aus meinem Willen wachsen. Sie mußten von mir erfühlt und erdacht sein. Aber an jenem Abend, vor der Musik Franz Schuberts, vor jenem fordernden G und jener Melodie, die in allen ihren Variationen um mich her aufbrauste und dieses Zimmer wie ein mächtiger, alles mit sich reißender Strom erfüllte, gegen den die

Nacht vergeblich war und auch die Mauer von Licht und Wärme, die ich um mich errichtet hatte, damals spürte ich, noch dunkel vielleicht, aber doch tief aus meinem Blut aufsteigend, jenes Gesetz. Und alles, was mir danach geschah, war nur mehr ein Kampf um diese Erkenntnis. Und heute, heute beuge ich mich und bin stolzer und freier als in jener Freiheit meines Willens, die doch nur eine Gefangenschaft im Joch meiner Selbstsucht war. Denn was geschah nach jenem Tag und jener Nacht? Du magst es nun schon erraten, obwohl du es kaum erfühlen kannst.

Joachim sammelte sich in einem längeren Schweigen. Ich vermochte ihn nicht zu stören, obwohl mich Gedanken bewegten, die ich ihm sagen mußte. Ich wollte sie mir für später aufsparen.

Sein Gesicht zog sich ein wenig in der Anspannung der Sammlung zusammen. Die Falten traten stärker daraus hervor. Er saß mit halb gesenktem Kopf. Die Schatten unter seinen Augen und über seinem Mund waren ins Gespenstige gewachsen.

Kann man Träume erzählen? fragte er plötzlich. Sie

verfließen in ihren Umrissen und Grenzen, wenn man sie fassen will. Das Schweifende des Gefühls hat keinen Bestand vor den Maßen, die das Wort verlangt. Der Traum ist etwas, in dem wir uns ohne die Schwerkraft des wahren Bewußtseins bewegen. In solchem Zustand war ich damals. Aus der dumpfen Verstrickung jener Tage erwacht, scheint mir nun selbst das Eigentliche davon unsagbar, fremd und fern, selbst dem eigenen Begreifen entrückt. Und doch! Wie lieben wir unsere Träume! Auch die dunklen, gefährlichen, ängstigenden! Sie sind die Schmerzenskinder unseres Daseins, ja, das Ungeborene, Ungelebte. Sie haben uns getrieben und geformt. In ihnen sind wir in die verborgensten Kammern unseres Herzens hinabgestiegen zu jenem Rand, wo Gott aufhört, Macht über uns zu haben. Es ist ein furchtbarer Gedanke: der Mensch allein. Was hält ihn noch? Was birgt ihn? Aber es sind ja nur Träume und wir erwachen wieder. Wir holen Atem, da wir uns wiederfinden in der Nähe der andern, beschirmt vom Gesetz, das in uns waltet, geborgen in der Liebe oder der Freundschaft.

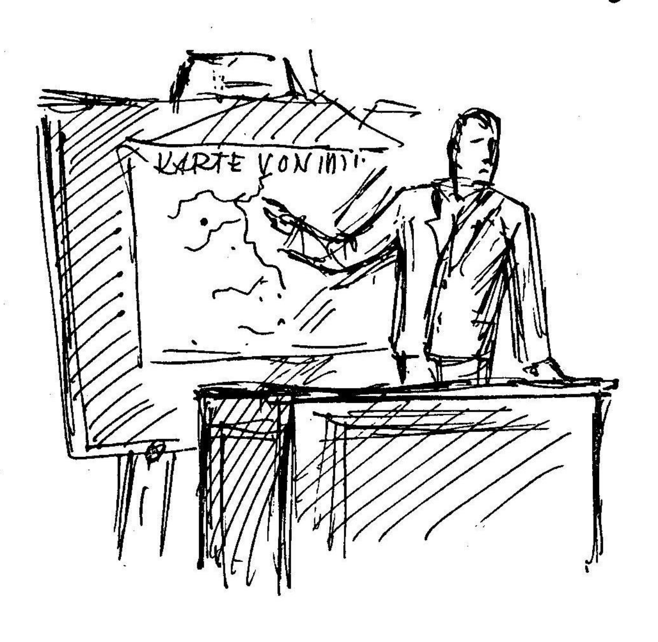
Im ewigen Wandel des Stirb und Werde. Ja, eine Mutter hat uns geboren, und die mütterliche Erde wird uns in sich vergehen lassen.

Noch einmal verstummte Joachim, ehe er weitererzählte. Im Anblick der Geige vor mir auf dem Tisch überwand ich meine Bewegung.

Und Joachim berichtete weiter:

Als ich damals am Morgen wieder in die Schule ging, übernächtig und wie ein Schatten meiner selbst, schauderte mir in Gedanken an die Knabengesichter, vor die ich nun hintreten sollte. Meiner Frau konnte ich ein hartes Wort geben und sie senkte die Augen. Aber vor den Augen der Knaben war ein solches Entrinnen unmöglich. Es mag ein Widersinn darin liegen, doch die Scham vor vertrauten Menschen ist wohl zu Zeiten zu vergessen. Da ich keinen Ausweg fand, wappnete ich mich mit Trotz und suchte meine Unruhe hinter künstlicher Sicherheit zu verbergen. So betrat ich das Schulzimmer. Sie verstummten sofort und sprangen

auf. Es war irgendwie lebendiger und straffer als sonst. Ich grüßte sie wie jeden Morgen. Aber ihre vielstimmige Antwort war ebenfalls bestimmter und strahlender. Ein wenig spürte ich trotz meiner Verschlossenheit, wie offen mir ihre Herzen entgegenschlugen. Mit einem schnellen Blick streifte ich ihre Gesichter. Überall schien mir die gleiche Frage entgegenzukommen. Sie lag ihnen unverhohlen in den Augen und auf den Lippen. Was Scheu oder Disziplin den andern verbot, sprach nun auch einer der Bengel aus, und ich wurde dadurch so aus meiner Sicherheit gerissen, daß ich jeden Verweis vergaß. Sind Sie genommen worden, Herr Lehrer, rief die hohe Stimme über die Köpfe der andern hinweg. Ich hörte, wie sie befreit aufatmeten, weil nun doch einer das erlösende Wort gesprochen hatte. Nun blieb mir nichts übrig, als sie anzuschauen und Antwort zu stehen. Es sei noch nicht gewiß oder ähnliches äußerte ich. Sie schienen sich damit vorerst zufrieden zu geben. Aber sie merkten wohl, daß mir die Zügel, die ich sonst straff hielt, entglitten waren. In ungestümen Rufen baten



sie durcheinander, ich solle ihnen doch zuerst wieder vom Krieg erzählen. Und als ich unbewußt zur Stelle blickte, wo wir gewöhnlich die Landkarte aufhängten, die mir dafür unentbehrlich war, hing sie schon dort. Ich hatte Lust, mir mit einem Donnerwetter Luft zu machen und ihre Eigenmächtigkeit zu tadeln, aber ich war zu müde und gleichgültig dazu. Gut, sollten sie vom Krieg hören. Ich stellte mich vor die Landkarte.

Die Fläche, die einst Polen darstellte, deckte ein Gewirr von roten und blauen Linien zu. Sie zeigten die Wege des Vormarsches und der Schlachten. Die neue Grenze leuchtete mir als schwarzer Strich entgegen. Am Rhein, vom Bodensee bis zur Nordsee hinauf war die Front durch den eingezeichneten Westwall gegeben. Mit ungewohnter Hilflosigkeit begann ich stockend zu reden. Wenn ich einen Augenblick schwieg, schwirrten Fragen auf mich ein: Wo werden Sie hinkommen, Herr Lehrer? oder: Werden Sie zu den Fliegern oder Panzern einrücken, Herr Lehrer? Und ein anderer: Wann geht es gegen Frankreich los? Allmählich erregten mich diese Fragen immer tiefer. Ich stand vor der Landkarte und überraschte mich plötzlich selbst bei dem Gedanken: wo könnte ich hinkommen? Mein Blick tastete über die roten Streifen, die den Westwall bezeichneten, dort oder hier? Das Knabenhafte in mir regte sich wieder, der Hang zum Abenteuerlichen. Kam es aus den Rufen und Fragen hinter mir, oder stieg dieses Gefühl aus der eigenen Brust empor? Ich betrachtete sinnend den gewaltigen Raum im Osten, der nun dem

Reich erkämpft war. Seine Größe erschreckte mich und ließ mich zugleich in einem Anflug von Stolz und Zukunftsglauben aufatmen. Welche Entscheidung hatte hier das Herz Europas ergriffen! Wieviel Blut und Schweiß, von deutschen Menschen vergossen, war von diesem unendlichen Raum eingeschluckt worden! Dünger von Jahrhunderten, der nun endlich eine Ernte ahnen ließ. Die Vision erlosch bald wieder. Aber ihre Erregung zitterte noch lange in mir nach. Ich war von etwas berührt worden, das ich bisher immer weit von mir geschoben hatte. Doch gewann bald das Dunkle, jener Traum, wieder über mich Gewalt. Die Knabenaugen hatten mich so gepeinigt, daß ich es nicht vermochte, am Mittag nach Hause zu gehen. Mit pfeifendem Wind ging ein erstes unfreundliches Schneegestöber nieder. Das Wetter fügte sich ganz in meine Stimmung. Bis zur Dämmerung streifte ich durch die Wälder zu den Hängen hinauf, wo ich von der Frage meiner Frau so getroffen worden war. Es hatte bald zu schneien aufgehört. Auch rissen die Wolken auf, denn der Wind wuchs allmählich zum

Sturm. In diesen Stunden war mir ein seltsames Gespenst begegnet: die Einsamkeit. Auf einmal spürte ich, daß ich das Alleinsein kaum mehr ertrug. Es war wie der Hunger nach eines Menschen Angesicht und Stimme, der mich überfiel, nach dem verlockenden Lächeln einer Frau oder dem seligen Geplapper eines Kindes, nach Musik oder Tanz, nach irgend etwas Menschlichem, das atmete und Wärme ausstrahlte. Ich wehrte mich dagegen, denn dies war eine Einsamkeit, die ich nicht kannte. Bisher liebte ich sie. Sie führte mich immer zu mir selbst. Oben in den Bergen, über meiner Geige, in der Versunkenheit von Gedanken und Träumen, im Wachsen des Wortes in mir und zu Zeiten seiner Aussage. Oh, sie war immer herrlich und machte mich stark, diese Einsamkeit. Man konnte sein Herz klopfen hören oder dem eigenen Atem lauschen. Irgendwo konnte man im Grase liegen und auch das Atmen der Erde vernehmen. Irgendwo sang oder sprach es immer. Irgend etwas war immer Gefährte. Die Natur ließ niemals allein. Nun aber ängstigte ich mich wie ein Kind im dunklen Wald. Ich

redete laut vor mich hin, aber es kam kein Echo. Selbst vor der eigenen Stimme wuchs meine Angst. So ist dies: Nichts antwortet dir in der Brust. Alles Gefühl scheint erloschen. Du möchtest eine warme Hand in der deinen halten, deinen Kopf in einem Schoß verbergen. Aber alles flieht dich und du jagst hinterher. Mit der Dunkelheit trieb es mich wieder heim. Meine Frau öffnete mir mit verstörtem Gesicht. Sie wagte wohl keine Frage. Ich ging an ihr vorbei, stockte und drehte mich dann plötzlich, von einer dumpfen Sehnsucht gepeinigt, nach ihr um und umschlang sie ohne alle Zurückhaltung und Scheu, nur ein bedürftiges Kind. Sie hielt still. Ihre Hände strichen über meine Haare. Warum gehst du nicht hin, sagte sie, es ist nicht zu ändern. Ich spüre es doch. Ganz langsam sprach sie die kurzen Sätze, aber sie waren randvoll von Traurigkeit. Ich richtete mich auf. Ja, s i e hatte es gesagt. Es war kein Gedanke von m i r. Weißt du, wie das ist, wenn man sein Innerstes so erkannt sieht. Ich kann nicht sagen, ob mir die Scham das Blut in die Stirn trieb oder das Entsetzen mir für Augenblicke

den Atem benahm. Ich gab ihr keine Antwort. Wir redeten auch nicht mehr an jenem Abend miteinander. Ich wanderte ruhelos durch mein Zimmer. Es war wie in einem Käfig, aus dem es keinen Ausweg gab. Der Krüppel aus der Stadt wanderte mit, die Geige tönte im Maß meiner Schritte, die Stimmen der Knaben, dazu die Worte meiner Frau. Ich versuchte, ihnen zu entrinnen, indem ich mich mühte, meine Gedanken zurückzuwerfen auf meine Jugend, auf den Jüngling und den werdenden Mann. Vielleicht hat das, was ich dir hier erzähle, nicht alles an jenem Abend in mir um Erkennen und Entscheidung gestritten. Nein, gewiß nicht. Denn dieser Kampf streckte sich über Wochen hin. Aber was ich hier verdichtet sage, gibt doch ein Bild seines eigentlichen Wesens. Du bist feig, rief ich mir zu. Du fürchtest den Tod. Aber hatte ich ihm nicht hundertmal von schwindelnden Felswänden ins Auge geblickt? Du bist bequem und willst dein Leben weiterführen in der Gewohnheit, die du dir schön und still in deinem Hause und deiner Arbeit geschaffen hast, sagte ich mir. Weiter-

führen willst du es, während die Welt in Flammen steht. Aber war die Pflicht, die ich mir seit Jahren auflud in meiner Arbeit, nicht ein Hingeben meiner innersten Kräfte an ein anderes, Größeres, Mächtigeres, fern allem Gewohnten und Bequemen, wie es den Menschen gemeinhin das Leben begehrenswert macht? Du fürchtest die Zucht, suchte ich mich weiter selbst zu bereden. Du haßt den Zwang, der die Menschen gleich macht und unter Ordnungen stellt, die dem inneren Rang fremd sind. Du liebst die Freiheit. Freiheit? Ja, diese Freiheit! Dort stockte ich immer und begann mit mir und der Zeit zu hadern, wie unzählige um dieses Wort und seinen Sinn sich quälen und hadern werden, solange die Erde Menschen trägt. Nur war dieses mein Hadern selbst unfrei, weil ich es in einer Unentschiedenheit begann, die der Feind jeder höheren Wahrheit ist. Vielleicht wissen wir heute besser, was Freiheit ist, du und ich. Sie wird eine immer lebendige und wohl auch immer ungestillte Forderung sein. Nur daß wir auf dem Wege zu ihr sind, und was sie uns heute schon schenkt, das wissen

wir. Ich begriff damals nicht, daß die Freiheit des Menschen immer nur dort zu gewinnen ist, wo sie sich nicht auf das eigene Glück, sondern auf die Pflicht, sich in seinem Schicksal zu erfüllen, bezieht. Ich wollte frei sein von der Welt und wurde nicht frei von mir. Aber die Welt ist ein Teil von uns. In jedes Menschen Herz schlägt sie. In jedes Menschen Herzen wandelt sie sich. Bald im Verhängnis, bald im Glanz der Erfüllung. Ich sage dies fern von dem, was uns der Alltag auferlegt. Nur so ist es in seinem inneren Gesetz begreifbar. Aber du wirst mir zustimmen, daß es so und nur so uns allen begegnet ist, die wir Brüder waren.

Die gläubige Stimme Joachims ergriff mich. Ja, dachte ich, du sagst, was wir empfunden haben, auch wenn wir es nicht immer aussprechen konnten. Du sagst, was ungesagt in jenen geheimen Strömen der Zusammengehörigkeit zwischen uns lebendig ist, seit wir Soldaten sind.

Ich glaube, es gibt keine größere Schuld, fuhr Joachim fort, als das Vergehen gegen jenes Gesetz. Ich habe sie

auf mich genommen. Daß ich mich heute ihrer ledig fühle, ja daß ich von einer Sühne sprechen kann, durch die ich jener Schuld nur wie eines bösen Traumes gedenke, ist gewiß — und ich schäme mich nicht der Demut, mit der ich davon spreche — ein Wunder, das an mir geschehen ist. Kein sichtbares, greifbares, aber eines, das aus unserem Inneren emporsteigt, uns überflutet und durchdringt, in unser Blut eingeht und unseren Atem erfüllt. Es ist wie das große Erwachen aus den Träumen, von denen ich redete. Und doch ist es noch ein Teil der Träume, in denen uns am Rande des Abgrundes auch das Ewige beschwörend berührt. Es ist nicht notwendig, dir von den Wochen danach zu erzählen, von meinem unwürdigen Schwanken, von der großen Lüge, dem erbärmlichen Kleinmut, die mich ergriffen. Von dem, was mich im bald lauter, bald verborgener anspringenden Urteil der Menschen mit Verachtung und Vorwurf überschüttete. Dieses Urteil hätte ich auch noch ertragen können, leichter als die unablässige, stumme Frage in den Augen der Knaben in der Schule, leichter vor allem als die Ent-

fremdung, die zwischen meiner Frau und mir aufwuchs. Es war wie ein stetes Gericht. Du wirst es kaum nachfühlen können, wie das ist, wenn der Mensch, der immer in Vertrauen zu dir aufblickte, von dem du wußtest, wie er in deinem Leben geborgen war, dir zugehörig und nah, wenn dieser Mensch nun allmählich sein Herz und Wesen vor dir verschließt, wenn Mißtrauen zuerst und schließlich kaum noch verborgene Verachtung dir aus seinen Augen entgegenschlagen. Deine Schuld breitet sich aus wie ein Brand, seine Funken springen von Mensch zu Mensch, durchdringen nicht nur dein Leben, sondern zerstören auch alle Bindungen, durch die es sinnvoll und fruchtbar war. Das Furchtbare war, daß dies alles nicht etwa in heftigen Vorwürfen ausgesprochen wurde oder in dramatischen Szenen zum Austrag kam. Es geschah nichts, was des Erzählens wert wäre. Aber es geschah doch alles, was dir einmal nicht mehr erträglich wird, dem du einmal entrinnen mußt. Kurz vor Weihnachten bekam ich von der Schule den Auftrag, eine größere Bücherspende unserer Gemeinde den Soldaten eines Lazarettes zu

überbringen, die Bücher unter ihnen zu verteilen und dieses Ereignis mit einer kleinen Feier zu verbinden. Die Aufgabe beschäftigte mich in Gedanken schon tagelang vorher. Ja sie beunruhigte mich, und ich erinnere mich, wie ich mehrmals erwog, einen anderen Kollegen zu bitten, die Sache zu übernehmen. Doch trieb mich auch ein unerklärliches Gefühl, der Aufgabe nicht auszuweichen. Vielleicht ahnte ich dunkel, daß mir hier eine Erschütterung und Begegnung bevorstand, daß ich hier im Angesicht von Soldaten und einer gewissen inneren Nähe mit ihnen all dies in mir aufrühren würde, was dumpf und verworren nach einem Ausweg suchte. Und es wurde auch die erste unvergeßliche Berührung mit einer Welt, in die ich nun längst eingegangen bin. Es ist alles einfacher und selbstverständlicher in ihr, du weißt es. Die eigene Bedrängnis, das eigene unruhige Herz werden hart aus der Mitte fortgerückt, wo sie sich in unserem Dasein breitmachten. Nein! Man kann sie nicht ganz vergessen, aber ihre Bedeutung wird auf das richtige Maß zurückgeführt.

Joachims Stimme war spürbar lebendiger und freier

geworden. Ein Lächeln, der Schimmer einer kaum aussagbaren Heiterkeit, begann sein Gesicht zu überstrahlen. Seine Finger, die sich im Verlauf der Erzählung oft ineinandergerungen hatten, lösten sich voneinander, und seine schmalen Hände lagen fest und ruhig auf den Knien. Er sah mich an, nicht mehr an mir vorbei oder durch mich hindurch, sondern mit einer fast jungenhaften Offenheit, die mich in Bann schlug.

Wir haben es wohl alle einmal erlebt, sagte ich lebhaft. Ja, Joachim, dem, der es nicht weiß und nie gefühlt hat, dem ist es kaum zu erklären. Gott, was war uns alles wichtig. Womit plagten und quälten wir uns. Wenn der Mond schien und die Sterne glänzten, schwankte man zwischen hellen und dunklen Träumen. Es machte nicht freier, sondern verstrickte nur in Sehnsüchte von oft so schweifender und unerklärlicher Richtung. In meiner Rekrutenzeit hatten wir unsere erste Nachtübung bei solchem Mond, der das Herz gern mit schwärmerischen Empfindungen überflutet. Nun aber galt etwas anderes: Wir mußten unsichtbar bleiben. Und so war der Mond unser Feind. Die Bäume in

dem alten Park standen wie Gespenster im Zauberlicht. Im Geäst hingen die Sterne wie Weihnachtsschmuck. Dies schien mir so lange, bis ich den ersten Anpfiff bekam. Der ganze Zug fiel über mich her, weil ich ihn beinahe verraten hätte. Ich duckte mich zuerst, trotzig unter der Ernüchterung, bis allmählich auch mir das Urtümliche ins Blut wuchs, jenes Verwachsensein mit der Erde und den Elementen, jenes Bewußtsein ihrer Dienstbarkeit für den Menschen im Kräftespiel des Kriegerischen. Alle Nerven waren gespannt, wenn wir so im hohen Gras lagen, fest an die Erde geschmiegt, spürend, wie lebendig und vertraut sie sein konnte. Nichts war zwischen uns und ihr, der alten guten Erde. Wir schnupperten ihrem Duft nach. Wir lauschten den Geräuschen ihres verborgenen Lebens. Das eigene Herz schlug in ihr. Wir krochen über sie hin, über Hügel und Mulden, Steine und Pfützen. Immer hielt sie uns, und immer hielten wir sie. Und neben uns keuchte ein Kamerad. Daß er uns nur nicht verriet mit seiner Atemlosigkeit. Daß er nur durchhielt bis vorne zu jenem Bachrand. Daß er dann noch



genug Atem besaß, den Sprung zu tun und den Lauf bis zum Waldrand. Da! Endlich kam eine Wolke. Verdammter Mond! Nun war unsere Zeit. Fort von der Erde, im Sprung, und wieder nieder zu ihr und weiter. Wie das Blut klopfte! Das harte, gute Gewehr! Verkrampft klammerten sich unsere Fäuste darum. Es war gar nicht mehr schwer, und die Schwielen schmerzten nicht mehr. Wie jung waren wir noch! Ja! Wie jung! Und was gab es gegen dieses Gefühl,

das uns bedrängen konnte. Schwer atmend standen wir dann in Reih und Glied und hörten zu, wie man mit uns zufrieden war oder auch nicht. Der Morgen graute schon, ein schöner, unbeschreiblicher Morgen mit sanften Nebeln und Tauglitzern zwischen den Büschen am Bachufer. Wir sangen so vor uns hin. Das hatte gerade noch gefehlt. Das sollte ein Singen sein? Also dahin im Sturmschritt und wieder hinunter ins nasse Gras. Wir fluchten. Bei Gott, und ob wir fluchten. Aber haben wir nicht auch dabei gegrinst, so von Herzen über das ganze Gesicht. Schön! Also sangen wir nun, was die Kehle hergab und blickten uns an. Den Mann rechts und den Mann links. Unter dem Stahlhelm rann der Schweiß herab. Der Dreck klebte im Gesicht. Und wir lachten verstohlen und schimpften dabei. Aber wir meinten es anders. Doch erzähl weiter, Joachim, sagte ich und lehnte mich aufatmend zurück.

Er sah mich prüfend an.

An was denkst du, fragte ich, unter seinem Blick neugierig werdend.

Ach, an Angela mußte ich auf einmal denken, sagte er, und seine Stimme schwang in leisem Spott.

Warum gerade an Angela, entfuhr es mir verwundert.

Nun weil... Joachim zögerte und sah mich lachend an..., weil du eben fast so warst wie damals, als wir ihr nachliefen. Weißt du noch? An einem Sonntag war es. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß sie mit ihrem Dackel hinunter zum Fluß gegangen war. Wir sahen uns wie zwei streitlustige Hähne an und jagten los. Ich lief, besorgt um meine Sonntagshose, schön die Biegungen des Weges aus. Du aber ranntest oder fielst besser senkrecht den Auwald hinab. Keuchend und schmutzig kamst du unten an. Ein wenig früher als ich. Aber es nützte dir nichts, denn Angela war nicht wegen des Dackels hier, sondern wegen des Studenten, der in unserer Straße wohnte.

Ich lachte mit, einen dunklen Ton in der Kehle. Die Erinnerung an jenen Sonntag stand ganz lebendig vor mir. Mein Knabenherz hatte einen gewaltigen Riß bekommen. Nur heilten Wunden damals noch leichter.

Ich sah Joachim an. Aber seine Gedanken waren schon wieder woanders.

Es lagen junge Soldaten im Lazarett, sagte er unvermittelt, aber auch solche unseres Alters. Ich ging von Bett zu Bett. Einige saßen auch in den Zimmern an den Tischen. Ich fragte sie nach ihrem Beruf und was sie gern lesen würden und verteilte die Bücher, so gut es mir möglich war, nach Geschmack, Neigung und Aufnahmevermögen. Es wurde alles ohne Verlegenheit besprochen, in jener schönen Freiheit, die wir meist in unserem Leben und dem Gegeneinanderleben der Menschen so sehr verloren haben. Meine eigene Verlegenheit machte sich sachte davon. Bei manchem blieb ich länger stehen. Die Gespräche kreisten um viele Fragen, die die kranken und verwundeten Soldaten bewegten. Bis ich zu einem jungen Menschen kam, der mit fiebrigen Augen aus den Kissen blickte, einen dicken Verband um den Kopf geschlungen. Ich betrachtete die Tafel über seinem Bett. Die Fieberkurve war gleichmäßig hoch. Er wird wohl nicht mehr lesen können, sagte der Stabsarzt leise hinter mir. Leutnant

Drageiner stand auf der Tafel. Ich werde den Namen nie vergessen. Ich sah fragend auf den Arzt. Kopfverletzung, Sehnerven durchschossen, Kugel nicht zu entfernen, sagte er achselzuckend. Blind, fragte ich und fühlte einen Schauer in mir hochsteigen. Der Arzt nickte. Aber diese Augen, entfuhr es mir. Denn sie waren ganz lebendig, glänzend, wie von einem Tränenschleier überschimmert, große braune Augen. Ich beugte mich näher zu ihm herab. Er wendete unruhig den Kopf. Vielleicht hatte er meinen Atem gespürt. Kamerad, fragte er mühsam. Nur dieses Wort.

Joachim verstummte, und sein Gesicht kam näher zu mir her. Immer noch waren seine Augen in jener Offenheit auf mich gerichtet, die mich so über alle Maßen in ihrer inneren Freiheit ergriff. Nur war nun das Gelassene und Heitere aus ihnen fortgewischt.

Ich weiß nicht, fuhr Joachim fort, wie er es meinte. Ob er jemand erwartete, ob er träumte, ob er mich mit jemand verwechselte. Es kam mir auch nicht in den Sinn, darüber nachzudenken. Ich hörte nur das eine Wort. In der Hand hielt ich ein Buch. Ich preßte die

Finger darum. Das Gesicht des Kranken war mir immer noch zugekehrt. Ja, sagte ich wie unter einem ungeheuren Zwang. Nun lächelte das Antlitz vor mir. Ein wenig verzerrte ein halb unterdrückter Schmerz das Lächeln. Aber es war doch da. Und die blinden Augen waren unentwegt auf mich gerichtet. Ich ging weiter, verteilte die letzten Bücher, drückte da und dort eine Hand, beantwortete Fragen. Es geschah alles, als täte dies ein fremder Mensch. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf die Straße kam, wieso ich nach einiger Zeit wieder in meinem Zimmer stand, ans Fenster gelehnt, auf den verschneiten Garten blickend. So fand mich meine Frau. Ihre Stimme weckte mich auf. Ich wandte mich um und starrte sie an. Hatte sie mich etwas gefragt? Sie wich meinem Blick aus und sah mich dann doch wieder an, ein Erstaunen in den Augen, als sähe ein fremder, anderer Mensch auf sie herab. Was hast du, fragte sie. Ich gab wohl keine Antwort. Sie legte mir die Hände auf den Arm. Es war eine scheue und zugleich ermutigende Bewegung, vor der ich mich schämte. Ja, es war ein Mensch, der zu mir gehörte,

fühlte ich. In diesem Gefühl begann ich mich wieder ein wenig zu sammeln. Wie ich sie liebte. War nicht auch diese Liebe wie versunken gewesen? Nun überflutete sie mich. Ich zog sie zu mir her. Verzeih mir, sagte ich. Es war keine Reue in mir, aber eine ungeheure Kraft schien auf einmal in mir zu wachsen, von der ich ein Stück in diesem Wort abgeben mußte. Was soll ich dir verzeihen, entgegnete sie leise. Laß uns nicht sprechen, unterbrach sie mich schnell, als ich weiterreden wollte. Und ich schwieg. Eine unwirkliche Stimmung hob mich empor. Ich könnte nicht beschreiben, wie es war. Kein Rausch jedenfalls. Keine heiße Begeisterung. Nur eine Gewißheit und wachsende Sicherheit, in der ich mich selbst wiederfand. Am nächsten Tag fuhr ich wieder in die Stadt. Nein, es war kein Sturm, der mich trieb. Kein berauschter Jüngling ging diesen Weg. Aber es war die Pflicht, die ich nun erkannt hatte. Es war ein notwendiger Weg, den sie mich gehen hieß. So, als müßte ich vor mir selbst noch einmal der Versuchung standhalten, machte ich den Umweg durch den Park, wo ich dem Verwundeten begegnet

war. Sein Platz war leer. Aber es wäre, auch wenn ich ihn angetroffen hätte, doch keine Versuchung mehr gewesen. Dies spürte ich, und in dieser Empfindung gewann ich ein Mehr an Kraft. Ob ich nun bereit war? Auch hier war ich wohl auf dem Wege. Denn Bereitsein, es ist ein kühnes Wort, ein Wesen in uns, zu dem wir hinstreben, und also, den Sinn des Strebens erfüllend, ein ewiges Ziel, ein nie ganz erreichtes. Und doch, solche Forderung mag vor dem Menschlichen in uns vermessen sein. Wenn wir nur auf dem Wege sind! Du magst mir glauben, daß dies alles von mir heute gedacht und gesagt wird wie eine große Rechenschaft. Damals war alles triebhafter und ferner dem Wissen. Ein ungeheueres Schuldgefühl hatte mich ganz erfaßt. In ihm mag sich wohl die Seele des Jünglings wieder im schweren Herzen des Mannes traumhaft geregt haben. Ein leiser Überschwang pochte mir erregend in den Adern. Ich erlebte alles wie auf des Messers Schneide einer Entscheidung. Zum erstenmal flackerte in mir der Gedanke an Sühne auf. Welch ein Trost im Dunkel der Schuld! Ich fühlte

den Anruf des Schicksals, dem ich mich nicht versagen durfte. Aber in allen diesen Empfindungen war doch eines gewiß: Ich war hinausgetreten aus jenem Kreis, der mein Leben und meine Arbeit umzirkelte. Die Welt umschlang mich, wenn auch verborgen und vielgestaltig noch. Seltsam war das Äußere des Ereignisses. Wie ein verlegener Knabe trat ich in das Haus. Ein Soldat wies mir das Zimmer, wo ich mein Anliegen vorbringen konnte. Vorerst mußte ich warten. Wir haben das ja inzwischen gelernt. Aber ich kannte es damals noch nicht. Ich wurde ungeduldig. Mein Fall erschien mir doch von besonderer Wichtigkeit. Was sich in Monaten in mir zu einem Berg angetürmt hatte, sollte nun in einem Augenblick entschieden werden. Aber niemand schien von meiner Ungeduld Kenntnis zu nehmen. Wie nüchtern war dieses Zimmer mit seinen kalten Schränken und Schreibtischen. Als man mich schließlich nach dem Grund meines Besuches fragte, hatte ich mich schon in einen Zustand fiebriger Erwartung gesteigert. Ich erzählte von meiner Bergfahrt, von der ersten Einberufung, von der Vorsprache

meiner Frau und dem Bescheid, den man ihr gegeben hatte, daß ich in vier Wochen nochmals einberufen würde. Inzwischen sind fast vier Monate vergangen, sah mich prüfend an und schüttelte dann den Kopf. Ich will mich daher melden. Der Mann am Schreibtisch sah mich prüfend an und schüttelte dann den Kopf. Ich glaube, ich wurde vor seinem Blick rot. Er schien es jedoch nicht zu bemerken. Da haben Sie ja Glück gehabt, sagte er lächelnd. Ich starrte ihn verblüfft an. Ich weiß nicht, ob das ein Glück war, murmelte ich verwirrt. Sah der Mann nicht, wer vor ihm stand? Spürte er nicht, welcher Weg hinter mir lag bis zu diesem Augenblick? Aber wie sollte er? Heute lache ich über meine Empfindung. Damals aber haßte ich diesen Mann, als säße in ihm die Verkörperung meiner Schuld vor mir. Vielleicht spürte er nun doch etwas davon in meinen Augen. Er zuckte mit den Schultern. Ihren Namen, sagte er gleichgültig. Er blätterte in einer Kartei. Es dauerte eine Weile. Ich verfolgte begierig jede seiner Bewegungen. Schließlich fand er, was er suchte. Natürlich, eine kleine Schlamperei, sagte

er erklärend und klopfte mit der Hand auf das Papier, in dem mein Schicksal sich entschied. Es ist gut, Sie können gehen. Und wann, fragte ich zögernd. Nun, Sie werden es wohl erwarten, erwiderte er ärgerlich. Nein, widersprach ich gereizt und mit fast schreiender Stimme, vor der ich selbst erschrak, ich kann es nicht erwarten. Der Mann lehnte sich, erstaunt über meinen Ausbruch, zurück und begann dann plötzlich zu lachen. Ich verstummte. Dieses Lachen war ungeheuer für mich. Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen. Aber er merkte wohl auch davon nichts. Schön, schön, sagte er, nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, in vier bis fünf Wochen. Erst auf der Straße wurde mir bewußt, wie lächerlich ich mich für diesen Mann benommen haben mußte und wie sehr ich ihm unrecht tat. Dennoch verdüsterte diese Erkenntnis meine Stimmung. Ich kam mir wie ein Knabe vor, den man verspottet hatte, weil er seinen Träumen die Bedeutung wahren Lebens verlieh. Daheim vergaß ich es wieder über den Augen meiner Frau. Ihre Zärtlichkeit beschämte mich. Ihre Liebe, die mich nun so sichtbar umschloß, rührte mich

wie etwas längst Vergessenes und jetzt wieder jäh Auferstandenes an. Es ist gut, daß es nun so weit ist, sagte sie, nachdem ich ihr berichtet hatte. Ihr Gesicht zuckte dabei ein wenig. Aber ich erkannte es und wußte auf einmal, wieviel Tapferkeit dies alles von ihr erforderte, wieviel Güte des Herzens und wie sehr sie mich lieben mußte. Es dauerte noch mehr als zwei Monate, ehe die Einberufung kam. Aber sie vergingen mir nun wie im Fluge. Auch mein Bereitsein wuchs, je näher der Tag heranrückte. Zu Weihnachten war unser Nachbar auf Urlaub gekommen. Ich besuchte ihn mehrmals. Ich war hungrig, zu erfahren, wie nun in Wahrheit die Welt sei, in die ich eintreten sollte. Mit gutmütiger Geduld und manchmal kaum verborgenem Spott stillte er meine Wißbegier. Wir hatten früher so nebeneinander hergelebt, uns gegrüßt, wenn wir uns auf der Straße oder im Garten sahen, aber ohne einer von des anderen Leben etwas Näheres zu wissen. Nun geschah es wie selbstverständlich, daß wir voreinander kaum Geheimnisse hatten und auch Vertrauteres besprachen. Nach solchen Gesprächen dachte

ich lange über den tieferen Grund nach, der uns, ja, der vor allem mich schon, zu solcher natürlicher Anteilnahme und Offenheit trieb. Am Tage vor seiner Abreise saßen wir in der Dämmerstunde beisammen. Er war schweigsamer und verschlossener als sonst. Ich merkte wohl, daß ihm der Abschied schwerfiel. In unser Schweigen polterten die fünf Buben, die mit roten Gesichtern vom Garten zum Abendessen hereinkamen. Die Spielfreude glänzte noch in ihren Augen, und der kalte Hauch des Winters kam aus ihrem Atem. Sie grüßten mich und zogen den Vater, nachdem sie die erste Verlegenheit dem Besucher gegenüber abgelegt hatten, in eine Rauferei, über der der ernste Mann seine Wehmut sichtlich vergaß. Schließlich flüchtete er sich mit erhitztem Gesicht, ein wenig atemlos, aber lachend, in seinen Sessel und schickte die Buben zur Mutter. Ich hatte dem Spiel mit gemischten Gefühlen zugesehen. Ein Schmerz überfiel mich plötzlich, eine Angst und Beklemmung, deren Grund ich nur dunkel ahnte. Es war wieder still zwischen uns. Ich hörte nur seinen lauten Atem, bis er sich aufrichtete

und ich bei einem Blick in sein Gesicht eine sichere Freude erkannte. Ja, ja, sagte er stockend. Ich werde seine Worte nicht mehr vergessen. Sehen Sie, das ist es, das macht es so schwer fortzugehen und doch auch so leicht. Denn man weiß doch, warum man gehen muß. Es wird alles einfach, wenn man Söhne hat, denn sie bleiben ja hier. Er bedachte nicht, daß er mich mit diesem Bekenntnis treffen würde, und ich konnte es ihm nicht verargen. Ja, ich hing sogar an seinen Lippen, obwohl mich seine Worte peinigten. Es ist alles sehr schön, fuhr er fort, das mit dem Vaterland und der Heimat, mit Ehre und Freiheit und Recht. Aber in den Söhnen wird es doch erst lebendig. Man muß das haben. Wir Menschen müssen solche greifbare Zeugen unserer Aufgaben besitzen. Wir lieben gewiß unser Vaterland nicht weniger, wenn wir es zuerst in unseren Kindern lieben. So sprach der Mann, und dann gaben wir uns zum Abschied die Hand. Machen Sie es gut, sagte er noch. Dabei lauschte er schon wieder den Stimmen der Kinder, die von draußen hereinklangen. Ich ging in einer trostlosen

Niedergeschlagenheit von ihm fort. Es war mir noch nie so bewußt geworden, was mir und unserer Ehe die Kinderlosigkeit, zu der wir verurteilt schienen, nahm. Daheim vermochte ich meiner Frau nicht in die Augen zu schauen. Ich fürchtete, sie könnte etwas von meinen Gedanken erraten und sie als Vorwurf empfinden. Sie litt wohl in all den Jahren am stärksten darunter. Ich war mir dessen im Drang meiner Arbeit, in der Verschlossenheit meiner inneren Welt nicht in diesem Maße bewußt geworden. Nun klaffte auf einmal wieder eine Lücke, die nicht auszufüllen war. Aber man mußte auch damit fertig werden. Und mein Abschied kam.

Joachim unterbrach sich und stand auf. Der Teppich verschluckte das harte Aufschlagen seines Holzbeins, während er, auf seinen Stock gestützt, durch das Zimmer wanderte.

Es war spät geworden. Joachim hatte wohl meinen Blick auf die Uhr bemerkt.

Bleib noch, bat er, du kannst hier schlafen. Die letzte Bahn ist nun doch schon fort. Ich stimmte ohne viel

Worte zu. Wie hätte ich auch in diesem Augenblick gehen können. Joachim schien schon wieder mit Gedanken beschäftigt, die ihn entführten. Er blieb vor mir stehen und starrte auf die Kerze.

Es war ein Abend, fast wie dieser, sagte er bewegt. Alles war in eine Unwirklichkeit entrückt, in der die Worte ihr wahres Gewicht finden und manche Scham von den Herzen fortgezogen wird. Es war nun alles versunken, was mich quälte, und wie eine übermächtige Woge war der Gedanke Abschied zu nehmen über mir zusammengeschlagen. Abschied von meiner Frau. Du mußt wissen, wie das ist, wenn man viele Jahre zusammen lebt, nur mit diesem einen Menschen, kaum berührt vom Leben oder der Liebe anderer. Und dies alles in den Jahren, ohne daß du dir dessen so ganz bewußt warst. Es gab eben nichts anderes. Der Mensch neben dir ist immer da. Du kennst es nicht anders, und so wird es dir zur Selbstverständlichkeit und Gewohnheit. Die Liebe! Ja, die Liebe ist eine stete Wanderschaft, und Wanderschaft macht müde, und gute Straßen machen dich stumpf. Reißt aber plötzlich ein Abgrund

auf oder ein Berg türmt sich vor dir, dann bist auch du jäh erwacht. An jenem Abend geschah es mir, daß die Liebe so in mir aufwachte, wie sie einmal lebendig war, als wir uns kennenlernten. Draußen knisterte, es ging schon gegen Ende März, der Frühling in der Erde. Spät fing er an. Doch man spürte ihn schon. Aus den Augen meiner Frau schlug mir die eigene Flamme als stilles, großes Leuchten entgegen. Kein lodernder Brand, sondern etwas Stolzes und Freies, etwas, wie es den Menschen ganz in seinem göttlichen Ursprung und Ziel offenbart.

Joachim wanderte wieder fort von mir in das Dunkel des Zimmers.

Hörst du es, sagte er leise. Wie ein Zauber weht es durch das Haus. Da oben schläft sie nun. So kann ich jetzt manchmal an den Abenden sitzen, ohne Licht und Angst, und kann lauschen. Vielleicht zittert nur das Holz im Gebälk. Vielleicht höre ich aber auch ihr klopfendes Herz und das des Kindes herab zu mir. So war es auch am Abend des Abschieds. Wer wehrt es mir, an Wunder zu glauben, die das Schicksal uns

tut, wenn wir ihm dienstbar sind und bereit seinem Gesetz?

Die Gläubigkeit in der Stimme Joachims drang mir mit einer süßen Heftigkeit in die Seele.

Begreifst du mich, fragte er zögernd. Begreifst du es? Es ist so schwer, dies in eines anderen Menschen Antlitz zu sagen.

Ich neigte den Kopf.

Ja, dachte ich, wer verwehrte es uns, an ein Wunder zu glauben, an eine Fügung, an eine tätige Macht, wenn der Mensch bereit war, im Innersten sein Herz zu verströmen.

Aus jener Umarmung im tiefsten Schmerz des Abschieds und zugleich im Glück einer großen Bewegung wuchs eine Frucht, die in Jahren zwei Menschen versagt blieb. Sie sanken aneinander hin im Anbeginn eines Werdens. Aber man durfte darüber nicht nachdenken. Hier mußte man sich einmal nur zur Demut bekennen.

Noch immer blieb er im Dunkel, und ich war dankbar, daß ich allein vor der Kerze sitzen konnte, daß ich mein

Gesicht nicht zügeln mußte vor den Empfindungen, die mich bewegten.

Aus Kindermund trifft uns oft eine hintergründige Wahrheit, hörte ich Joachim sagen.

Durch Zufall erfuhr ich, daß die Kinder in der Schule mir einen Namen gegeben hatten: Der Vergessene nannten sie mich. Als ich es hörte, traf mich der Hohn darin wie ein Peitschenhieb. Allmählich aber begann ich darüber nachzudenken und verschmerzte das Bittere. Es war doch auch etwas Tröstliches in diesem Wort. Sieh! Ich war ein Vergessener, nicht nur im äußeren Zufall jener Versäumnis des Amtes, sondern aus meinem Wesen heraus. Ich hatte mich in mir vergessen. Das Maß meines Daseins trennte mich von der Zeit und der Welt. Die Torheit meiner Verstrickung in solches Leben mußte vor einem Abgrund enden. Vielleicht wirst du, wenn du dich morgen oder später einmal an diesen Abend erinnerst, wenn du wieder draußen stehst in der Mitte der Kameraden, inmitten des Krieges, vielleicht wirst du dann über diesen Abend und meinen Bericht lächeln. Der gute Spott, diese lebendige Kraft,

die unter uns Soldaten solche Wunder wirkt, wird dir in deine Gedanken fließen. Ja, wirst du denken, solche Gestalten wie Joachim taugen nicht für diese Zeit. Wir sind kein Volk der Träumer mehr. Wir müssen bereit sein zu jeder Stunde, zu jedem Schicksal und jeder Hingabe. Ja, und manchmal denke ich mir selbst, daß ich vor mir von etwas ein Aufheben mache, das mehr der Verachtung als der Beachtung wert ist.

Ich hörte einen quälenden Ton in Joachims Stimme. Er erschreckte mich. Wie schwer mußte er jene innere Freiheit, die ich an ihm als gewiß erkannt hatte, errungen haben, daß der Schatten solcher Qual noch immer seine Seele verdunkeln konnte. Ein Gefühl inniger Kameradschaft bewegte mich, ihm zu helfen. Dazu kam mir eine plötzliche Erkenntnis, die mich anblickte wie ein aus undurchdringlichem Dunkel jäh erhelltes Bild.

Joachim wanderte durch das Zimmer wieder zu mir her. Du schweigst, fragte er und beugte sich zu meinem Gesicht herab.

Eine Spur von Angst klang in seiner Stimme.

Nein, erwiderte ich. Ich schweige nicht. Ich will dir darauf antworten. Nur war der Gedanke an die Wahrheit, die mir aus deinen Worten entgegenkam, so übermächtig, daß ich mir ihrer erst ganz bewußt werden mußte. Gib mir deine Hand, Joachim, und spüre, was mich bewegt. Und ich bin nur einer von uns, der es dir sagen kann. Die anderen werden es wissen aus dem Wesen unserer Verbundenheit heraus, zu der uns der Krieg geführt hat. Gewiß sind wir kein Volk der Träumer mehr und würden doch unser deutsches Wesen verleugnen, wollten wir nicht den Träumen anhängen als der Mutter unseres Daseins. Wir sind auf dem Wege, ein härteres Volk zu werden. Aber die innere Ordnung des Menschen ist immer etwas Gewachsenes und wird es bleiben. Im Menschlichen entscheidet sich am Ende immer das Schicksal der Völker. Und vielleicht leidet immer einer, vielleicht leiden immer nur wenige das Leid und das innere Wachstum vieler, ja aller. Sie gehen die Wege für die anderen. So wie die anderen ihre Träume in der Tat

erfüllen, oft ohne die Träume zu kennen. Ich will dir keinen Trost sagen. Dessen bedarfst du nicht. Aber ist es nicht ein großer Gewinn dieses Krieges, etwas, das uns mit innerer Bewegung und mit dem Glück der Freiheit erfüllen darf, daß wir Soldaten solcher Wahrheit wieder ins Auge schauen können, ja sie bekennen müssen und werden. Waren wir nicht wieder auf dem Wege, ein wenig selbstzufrieden zu werden? Wir liebten den Frieden nicht nur um des Friedens willen, sondern aus Angst, aus unserer Ruhe gepeitscht zu werden, die doch nur eine Täuschung war. Uns brannte noch von den Vätern her und aus den halb verlorenen Bildern der Kindheit der große Krieg im Blut. Mehr sein Schrecken, als seine formende Gewalt. Wir wollten uns vor dem Schicksal ein wenig verstecken. Wo aber glühte immer das hellste Licht deutschen Wesens durch die Jahrhunderte, Joachim? Dort, wo die ewigen Rebellen unseres Volkes ihre Aufgabe hatten. Diese Aufgaben waren nie vom Glanz äußeren Wohllebens umstrahlt, sondern gründeten sich auf das Wachsen und Entscheiden im inneren Wert. Solche Bereit-

schaft ist vielen von uns fremd geworden. Denn wer von uns war wirklich bereit, auch wenn ihn das Schicksal nicht so einsam vor eine Entscheidung stellte wie dich? Die wahre Bereitschaft, die wahre Freiheit unserer Entscheidung über das, was Pflicht und lebendige Liebe zum Vaterland ist, haben wir doch alle erst im Kriege gewonnen, in der tätigen Offenbarung der Kameradschaft wachsen spüren. Unausweichlich ist es über uns gekommen. Denn nicht im Abenteuerlichen, wie es viele lockte, nicht in jenem Unwägbaren der Hingabe liegt das, was wir Bereitsein nennen, und wie du es erlebt und ja erlitten hast. Die wahre Bereitschaft ist wägbar, und ihre Maße sind das innere Gesetz, das uns treibt. Weißt du noch, Joachim, in wieviel ungezählten Gesprächen wir draußen spöttische Worte fanden, wenn wir aus einer anderen Welt hörten, was Heldentum und Todesverachtung sei. Wer von uns hat je den Tod verachtet? Wie liebten wir das Leben, je näher uns der Tod war. Wir verachteten ihn nicht. Er war ein Gegner, mit dem man sich ernsthaft messen mußte. Für Verachtung war da kein Raum.

Genau wie wir und du unsere Bereitschaft erringen mußten in uns, wenn auch in der Geborgenheit des Gemeinsamen, das uns alle als Schicksal umfing, so mußten wir auch gegen die Furcht kämpfen als der Liebe zum Leben in uns. Und ist der Mensch nicht größer, wenn er solche Bewährung vor dem Tod, wenn er das, was man Mut nennt, aus einem Kampf gewinnt in sich? Warum wollen wir davon schweigen, was in unser aller Brust zum Austrag kam? Warum wollen wir dieses Große verschweigen, in dem die Menschen über sich hinauswachsen, das Kleine hinter sich lassen und jene Freiheit gewinnen, in der wir uns als Mensch und als Volk erst ganz erfüllen können. Oder ist es einem von uns nicht in tiefster Seele gewiß, daß wir nur aus dieser Kraft des Menschlichen, jenes Menschlichen, das uns auch am innigsten zur Gemeinschaft führt, den Willen und auch die Macht haben, diesen Krieg zu gewinnen und die Aufgaben zu meistern, die er uns bringen wird? Ist uns dies nicht ebenso gewiß wie daß alle Phrase schon lange keine Gewalt mehr über und in uns hat? Wenn wir nur endlich alle

dieses unser Deutschland zutiefst in der eigenen Brust trügen als unseres jedes einzelnen große Aufgabe und nicht nur zu eiliger Aussage auf den bereiten Lippen. Du hast nicht, Joachim, wie viele von uns und auch ich aus deiner Welt heraus im lebendigen Schicksal des Volkes zu wirken versucht. Du bist nicht wie viele von uns und auch ich schon in den ersten Jahren des Mannestums von der Idee unserer Bewegung erfaßt worden. Du hast nicht in langen Jahren ohne große Hoffnung dich in der äußeren Mühsal eines oft so alltäglichen Kampfes verbraucht. Die Soldaten des großen Krieges kämpften mit, weil sie um den Sinn ihres Krieges betrogen waren. Wir schlossen uns an im rebellischen Geist der Jugend, im Hunger nach wahren Werten, die uns die Zeit versagt hatte. Wir glaubten, einen neuen Anfang zu setzen. Wir haben wohl manchmal vergessen, daß nichts aus sich selbst besteht, daß alles seine Wurzeln hat und weder Mensch noch Volk noch Jahrhundert ihrem Schicksal entwachsen können. Dieser Krieg hat unser Schicksal sichtbar gemacht. Er ist wie eine Wunde, aus der das

Blut, unser aller Blut fließt. Wir ahnen es nur. Aber dies ist schon genug.

Joachim löste seine Hand aus meiner und blickte mich nachdenklich an.

Du sagst etwas, bekannte er nach einer Weile, mir schien es, als habe ihn eine tiefe Verwunderung darüber erfaßt, etwas sagst du, das ich seit Monaten wie ein Bild in mir trage.

Er hatte sich auf den Tisch gesetzt und die Kerze auf die Seite gerückt. Nun war sein Gesicht dicht vor meinen Augen. Auf seinem Rockaufschlag erkannte ich die kleine Nadel des Eisernen Kreuzes.

Er gewahrte meinen Blick.

Ja, sagte er verlegen und bedeckte das schimmernde Zeichen mit der Hand. Ich habe es bekommen, an der Aisne, bevor ich...

An der Aisne, rief ich und blickte wieder in sein Gesicht. Wo warst du da?

Versunken schienen auf einmal die schweren Gedanken, die wir uns um Gegenwart und Zukunft gemacht hatten. Ach, wohl tausendmal war dieses Gespräch



nun zwischen Soldaten entbrannt ... Die Aisne und die Somme, Sedan und Abbeville. Wie dunkle Vögel schwirrten die Namen über unseren Herzen. Sie waren uns eingebrannt. In ihnen begegnete uns der Krieg, die Kameradschaft, der Tod, der Sieg. Es ergab sich auch zwischen uns, daß wir nicht weit voneinander den Fluß überschritten hatten. Bei Reims, weißt du noch? Wie die Panzer kamen, aber die Artillerie ...

Wir saßen erregt beieinander. Die Müdigkeit, die sich

schon ein wenig in unsere Augen geschlichen hatte, war fortgewischt. Wir lachten und wurden wieder ernst. Es war dort mancher geblieben.

Doch nun griffen wir nochmals nach dem Wein. Unsere Kehlen waren trocken vom Rauch. Ein wenig warm war er schon. Was schadete es.

Wir waren beide Infanteristen gewesen. Dort an der Aisne war auch in diesem Krieg die Stunde der Infanterie gekommen. Wie viele Tage rannten wir vorher mit wunden Füßen den Panzern nach. Was war das für ein Krieg mit Staub und Hitze, Blasen auf den Füßen, mit zersprungenen Lippen und brennenden Augen. Kostete nicht das Gewehr auf dem Rücken? Aber es kam die Aisne und unsere Stunde.

Hermann, Hermann, lachte Joachim, wir haben uns in Knaben verwandelt. Was sind wir für Kinder, wenn wir wieder Soldaten werden.

Bei Gott, rief ich und schlug mir auf die Knie, ich glaube, der Wein ist mir in den Kopf gestiegen. Aber Soldatsein und Kindsein ist verdammt nahe, und so begreifst du schon vieles, was uns verbindet.

Ach, was mir heute das Herz schwer macht, klagte Joachim. Wie können wir Menschen uns doch verwandeln. Ja, schwer macht...

Er verstummte und sah auf sein totes Bein herab.

Siehst du, einst haderte ich mit meinem Geschick, das mich von meiner Arbeit fortnahm, mir mein Leben zerriß, mich in eine ungeliebte Welt hinaustrieb, in eine ungewohnte, verhaßte Ordnung, und nun verbittert es mir mein Herz, daß ich nie mehr den grauen Rock tragen werde.

Du hast doch genug gegeben, getan..., widersprach ich unsicher.

Genug gegeben, wiederholte Joachim. Ja, du erinnerst mich an meinen Bericht, fuhr er fort. Es fehlt ein wichtiger Teil. Ich habe genug gegeben, sagst du? Ich glaube, du irrst dich.

Er atmete ein paarmal tief und sah über mich hinweg, als blickte er einem entschwindenden Gedanken nach.

Ich habe mich nicht um meine Schuld gedrückt, redete er weiter, nein, du kannst es mir glauben. Jene Monate waren zu tief in mir eingefressen, als daß ich davon

keine Wunden behalten hätte. Gewiß vernarbten sie allmählich. Soldatsein ist eine gute Arznei gegen solche Krankheit der Seele. Wir wurden geschliffen, daß es seine Art hatte. Manchmal begriff ich es kaum mehr, wir sollten doch kämpfen lernen. Aber man war in der Hauptsache darauf bedacht, unseren Willen zu brechen. Ich brauche dir dies nicht zu erzählen. Wir haben es ja alle erlebt und alle am Ende begriffen, daß es notwendig und sinnvoll war. Unser kleines Dasein und seine Willensäußerungen wurden ausgelöscht, und so wurden wir fähig, einem großen Dasein und einem größeren Willen Instrument zu sein. Als ich während der Schlacht in Flandern zur Front versetzt wurde, war der Krieg in Frankreich schon halb entschieden. Mich peinigte nun der Gedanke, zu spät zu kommen. Auf der Fahrt in den Westen hatte sich unser eine von fieberhafter Erregung durchglühte wachsende Schweigsamkeit bemächtigt. In dieser Stimmung überfiel mich wie ein Dämon meine Schuld. Ich könnte jetzt schon draußen sein, dachte ich. In Flandern würde ich vielleicht schon kämpfen. Über den rollenden Rädern des



Zuges plagten mich solche Vorwürfe in unruhigen Träumen, aus denen ich immer wieder aufschreckte. Um mich her schliefen die Kameraden. Das verdunkelte Licht von der Decke herab beschien ihre Gesichter, einfache, offene Gesichter aus der Mitte des Volkes, Falten von Arbeit und Sorge darin. Auf einem ein Lächeln. Vielleicht träumte er von seinen Kindern.

Auf dem andern ein schmerzlicher Zug. Vielleicht quälte ihn noch der Abschied im Traum. Aber im Schlaf waren sie doch alle wie Kinder. Sie schmiegten sich auf die harten Bänke, eingerollt in Decken und Mäntel. So saß ich, als wir gegen Mitternacht über den Rhein fuhren, unter ihnen. Das Echo des jagenden Zuges brauste donnernd von den eisernen Trägern der Brücke wider. Im Mondlicht sah ich den Dom zu Köln aufragen. Unter all den Schlafenden fühlte ich mich in eine ungeheure Verlassenheit sinken. Ein Kamerad der neben mir saß, streckte sich ein wenig und murmelte etwas im Halbschlaf. Sein Kopf sank auf meine Schulter herab. Ich hielt still. Aber auch der schlafende Mensch vermochte mir in meiner Verlassenheit nicht zu helfen. Ich lauschte begierig seinem tiefen, ruhigen Atem. Ich sehnte mich, meine Geige unter dem Kinn zu haben. Meine Finger trommelten auf dem Fenster im Takt der stampfenden Räder. Es nützte nichts. Ja, die Schuld blieb. Ich hatte dem Schicksal entweichen wollen. Nun mußte ich ihm nachlaufen. Daß ich es nur erreichte. Es bekennt sich schwer: Aber hier ge-

schah es mir, daß ich ganz bereit war, zu sterben. Mir dünkte in meiner Verlassenheit der Tod die einzige Sühne. Keinen Blick tat ich mehr zurück zu all dem Vertrauten, zu meiner Frau und meiner Arbeit. Bücher zu schreiben! Ach, wie weit war solche Vermessenheit meinen Wünschen entrückt. Nie habe ich den Atem des Krieges tiefer in mir sich regen gefühlt, als in jenem Augenblick, da mich nichts mehr zurückhielt, da ich ihm ganz ergeben war. Er war unausweichlich. Er war mein neues Dasein. In ihm mochte es verlöschen und seine Erfüllung finden. So wurde ich ruhiger. Die Gewißheit, sühnen zu dürfen, nahm die Schuld schon ein wenig von mir. Im Grau des Morgens, das uns über die belgische Grenze trug, wappnete ich mich mit einem ersten Lächeln. In ihm kam mir auch ein Stück ruhigen Schlafes in die Augen.

Joachim nahm die Geige vom Tisch und hielt sie im Arm wie ein kleines Kind. Er sah auf sie herab und streichelte mit den Fingern die Saiten. Ein leiser Ton, unbestimmbar und fern, schwang von ihnen auf.

Am jenseitigen Ufer der Aisne dann, fuhr Joachim

fort, ohne den Blick von der Geige zu wenden, geschah das mit dem Fuß. Es war nicht schlimm. Nein! Gewiß nicht! Es erzählt sich nur so schwer. Ich hörte die Granate kommen. Anders summte sie als sonst. Ich lauschte betroffen ihrem Ton, ehe ich das Bewußtsein verlor. Als ich wieder erwachte, war die Sonne schon aufgegangen. Der Sommertag war so unbeschreiblich schön. Die Erde duftete süß und warm. Der Himmel war so blau. Ich wollte mich aufrichten. Ich wußte nicht mehr, was mit mir geschehen war. Aber es ging nicht. Nun kam auch der erste Schmerz. Eine seltsame Kälte kroch mir zum Herzen hinauf, und eine Müdigkeit überfiel mich, vor der ich wieder zurücksank und die Augen schloß. Da hörte ich Stimmen über mir. Kameraden waren es. Ihre Gesichter schimmerten ganz weiß. Ich mußte über den Schrecken in ihren Augen lächeln. Nun fühlte ich, wie das Blut aus meinem Körper rann. Wie ein Brunnen kam ich mir vor. Es tropfte in die Erde unter mir. Dann schwanden mir wieder die Sinne. In einem Feldlazarett wachte ich auf. Der Fuß war schon fort. Es war alles vorbei.

Aber ich wußte es noch nicht. Nur Schmerzen überfielen mich mit aller Gewalt, als wühlte ein Messer in mir. Mein Gesicht war heiß, und ich spürte den Schweiß herabrinnen. Mein Stöhnen rief eine Schwester an mein Bett. Eine Frau war es. Was Frauen in solchen Augenblicken vermögen, nur durch ihr Dasein! Ich biß die Zähne aufeinander. Ich versuchte mich aufzurichten. Sie hielt mich zurück. Bei der Bewegung fühlte ich die Leere. Ich tastete mit der Hand unter die Decke und wußte auf einmal, was mir geschehen war. Der Schrecken lähmte mich. Ich zog langsam die Hand wieder hervor. Ich sah meine Finger an. Ich bewegte sie. Sie gehorchten mir noch. Die Schwester betrachtete mich. Ich streifte sie mit einem scheuen Blick. Es ist ein Brief für Sie da, sagte sie und legte ihn auf die Decke. Dort lag er vor mir. Ich erkannte die Schrift meiner Frau. Es war die erste Post, die mich erreichte, seit ich von daheim fort an die Front gefahren war. Nun lesen Sie nur, sagte die Schwester. Sie setzte sich auf mein Bett und schob mir den Brief näher zu. Er war schon einige Wochen alt. Ich hielt das Blatt in

der Hand und starrte auf die Zeilen. Auf meinem Schreibtisch in meinem Zimmer hatte sie ihn wohl geschrieben. Ich sah die Schrift, aber ich konnte nicht lesen. Eine taumelige Schwäche suchte mich heim. Meine Hände zitterten. Der Fuß! Wo ist der Fuß, schrie es in mir. Ich fühlte die Tränen in meine Augen springen. Ich schluchzte wohl. Die Schwester hielt meine Hand. Durch einen Schleier sah ich ihr Gesicht. Sie lächelte freundlich. Sie hatte ganz helle Augen. Wie Sterne schwankten sie über mir. Ich klammerte mich an ihre Hände. Sie waren weich und schmal. Gute Frauenhände. Soll ich ihn vorlesen, fragte sie. Ich nickte und ließ nun den Tränen ihren Lauf. Warum sollte ich auch nicht weinen. Es gab solche Ruhe. Die Schmerzen wurden damit sanft fortgewischt. Sie begann zu lesen. Ich begriff kaum den Sinn. Plötzlich zögerte sie. Ach, das müssen Sie doch wohl selbst lesen, sagte sie unsicher. Ja, hier, lesen Sie — ich sah sie lächeln, gut und so ergriffen — das ist ein schöner Brief für Sie und zur guten Stunde gekommen.

Joachim blickte mich an, behutsam legte er die Geige weg.

Gott ist gütig, sagte Joachim leise.

Ja, dies sagte er.

Er schwieg eine Weile. Immer noch ruhten seine Augen groß und dunkel auf mir.

Ist er es nicht, fragte er, tief atmend.

Aber er erwartete gewiß keine Antwort.

In jenem Brief erfuhr ich, daß das Kind kommen würde. Ich ließ den Brief auf mein Gesicht sinken. Kühl lag das glatte Papier über mir. Es trank die Tränen und den Schweiß, es schmiegte sich an meine Wangen. Darüber lagen meine Hände, die Hände, mit denen ich Geige spielen würde, mit denen ich schreiben würde. Sie waren lebendig und gesund. Ich hatte einen Fuß hingegeben. Aber da es mir bewußt wurde, ward mir auch schon das Wissen geschenkt von unserem Kind. Was war vor solchem Glück ein Fuß? In den Tagen und Wochen, die ich nun liegen und warten mußte, wuchs mir immer mehr eine grenzenlose Dankbarkeit gegen das Schicksal zu. Mag es dir auch seltsam scheinen, daß ich diesen Verlust in eine so unmittelbare Beziehung zu meiner Schuld bringe. In

mir war es eine Gewißheit. Mit diesem Fuß hatte sich ein Stück meines körperlichen Daseins von mir gelöst. Es war notwendig gewesen. Wie eine Reinigung meines Innersten war es mir damit geschehen. Manchmal habe ich wohl noch gehadert, und der Schmerz über den Verlust hat mich für Augenblicke wieder geschüttelt. Aber dies waren Stunden, die immer seltener wurden. Schon in der Heimat habe ich dann in einem Genesungsheim wieder gehen gelernt. Die Natur blieb mir, auch wenn sie mich in Fesseln gelegt hatte. Mein Leben, ein neues Leben blieb mir. Ich war zu mir selbst erwacht. Der Alltag mag manches verdunkeln, er kann uns doch nie unser Innerstes nehmen. Er kann uns nichts rauben, was wir wirklich besitzen.

Joachim neigte den Kopf zur Seite und sah mich plötzlich mit einem Schmunzeln an.

Vielleicht wird es ein Sohn. Gewiß wird es einer, sagte er. Hat er nicht einen Vater, der seiner wert ist?

Joachim, entgegnete ich, es ist mir nicht nach Lachen ums Herz.

Laß nur, sagte er.

Wir hob... die Gläser mit dem Wein gegeneinander.

Es war ein stummer Gruß.

Wenn es uns nur gewiß wäre, sagte Joachim nach einiger Zeit, daß dieser Krieg zutiefst verwandelnd überall die Herzen träfe.

Er griff hinter sich und nahm ein Buch von der Wand. Seit einigen Tagen lese ich wiederum im Kriegstagebuch Bindings. Ich habe früher nie so klar erkannt, aus welcher inneren Erschütterung diese Bekenntnisse für uns alle gesagt sind. Es blickt mich heute darin jene unwandelbare Wahrheit an, die irgendwie immer aus allen Kriegen in die Seelen der Völker wirkt. Es besteht wohl kein Krieg aus sich, als launisches Spiel der Natur. In ihm waltet auch nie der blinde Zufall, sondern die Völker bedürfen seiner Zucht. Kurz bevor du heute abends kamst, hat mich ein Satz in diesem Buch getroffen. Hier lies selbst.

Er reichte mir das Buch herüber und sah mich erwartungsvoll an. Ich las:

„Vielleicht ist dies das Positive am Kriege, daß er viele Unwahrheiten zerstört. Das Herkömmliche hat

vor ihm keinen Bestand und am wenigsten herkömmliche Unzulänglichkeiten. Das ist wohltuend. Man denke: dies alles an Prüfungen und Opfern, an Erschütterungen und Wandlungen des eigenen Inneren werde ertragen, nur um nachher in die gleichen unklaren Gewässer zurückzuversinken, in denen man ehedem gelebt hat."

Ich sah Joachim an und reichte ihm das Buch zurück.

Er lächelte unmerklich.

Und doch, sagte er, auch dies ist mir gewiß.

Er hielt eine Weile das Buch in der Hand, und wir saßen schweigend.

Das Feuer im Kamin war erloschen, die Kerze herabgebrannt.

Nun wollen wir es beschlafen, sagte Joachim und erhob sich. Komm, ich zeige dir dein Zimmer.

Weißt du, wie das neue Buch heißt, das ich jetzt schreibe, fragte er, als wir uns die Hand gaben.

Ich blickte ihn erwartungsvoll an.

Wenn wir nur auf dem Wege sind...

Wenn wir nur auf dem Wege sind...

Das Bekenntnis legte sich schwer auf mein Herz, während ich noch im Dunkel wach lag. Der Schritt Joachims verklang draußen. Leise sang der Wind um das Haus.

Waren wir auf dem Wege? Wir waren es wohl. Es mußte sein. Es durfte nicht anders sein. Es wäre zu ungeheuer. Was tat uns not? Brennend trat diese Frage vor mich hin. Daß wir in jeglichem Tun und Wort wahrhaftiger würden, daß wir dem Schicksal nicht auswichen. Und ich mußte an einen Herbstabend am Kanal denken, während neben mir die Batterien schwerster Geschütze nach der Insel schossen. Welches Geheimnis stieg nun aus dem Schoß unseres Volkes empor, so als habe es sich in unserem Volk für die Menschheit aufgespart. Nicht nur den einen Mann hatte uns das Schicksal gegeben, sondern ihm und uns eine Aufgabe, vor der wir vorerst nur ahnend und fast erschrocken über ihre Größe standen. Immer weiter setzte uns die Fügung selbst die Ziele.

Das dunkeltönige G aus Joachims Geige, das das

Zimmer unten so hallend und schauernd erfüllt hatte, tönte wieder in meinem Ohr.
Wenn uns nur dies Innerste einfach bewahrt bliebe, da wir in die Weite der Völker zu wirken beginnen, dachte ich, schon halb umfangen von Traum und Schlaf.

Von Kurt Ziesel erschienen ferner

Verwandlung der Herzen

Roman

381 Seiten. Pappband RM 5.—

Der kleine Gott

Roman

461 Seiten. Pappband RM 6.20

Krieg und Dichtung

Soldaten werden Dichter — Dichter werden Soldaten

Ein deutsches Volksbuch

Herausgegeben von Kurt Ziesel

544 Seiten. Mit 76 Dichterbildern. In Halbleinen RM 8.50

Bändchen der Kleinbuchreihe Südost:

Der Gezeichnete

Novelle

Nr. 45. Gebunden 80 Pfennig

Unsere Kinder

Erlebtes am Rande des Krieges

Nr. 221. 63 Seiten. Gebunden 80 Pfennig

Stunden der Wandlung

Erzählungen

Nr. 216. 71 Seiten. Gebunden 80 Pfennig

KURT ZIESEL DER VERGESSENE